

Andreas Giger

Das schwarze Buch vom Schulhaus Juch

Eine Kriminalgeschichte aus Zumikon



Andreas Giger

Das schwarze Buch vom Schulhaus Juch

Eine
Kriminalgeschichte
aus Zumikon

IMPRESSUM

Text und Bilder

Andreas Giger

Layout und Druck

Mattenbach AG, Winterthur

© 2021 by Gemeinde Zumikon

Titelbild: Schulhaus Juch, Zumikon

***Dieses Buch ist
den Liebhaberinnen
und Liebhabern
von Zumikon
aus nah und fern
gewidmet.***

***Diese Erzählung ist kein
Tatsachenbericht.
Die darin vorkommenden
Geschichten und Personen
sind (mit wenigen Ausnahmen)
frei erfunden ...***

Aus dem schwarzen Buch

Dieses kleine schwarze Buch enthält die Konstruktionspläne für die von mir erfundene magische Kamera. Ich wähle diesen Weg der Informationsspeicherung ganz bewusst, weil handschriftliche Notizen auf Papier vor missbräuchlichem Zugriff weitaus sicherer sind als jede Form von digitalen Daten. Und ich will auf keinen Fall, dass meine magische Kamera in falsche Hände fällt, wo sie, eingesetzt aus Gier oder Rachsucht, Schlimmes anrichten könnte.

Meine magische Kamera ist, um es verkürzt zu formulieren, die Erfüllung des uralten Menschheitstraums, mit Hilfe einer Zeitmaschine in die Vergangenheit reisen zu können. Wobei die Kamera keine Zeitmaschine im klassischen Sinne ist. Niemand kann damit leibhaftig in die Vergangenheit reisen. Nur die Kamera selbst kann sich in der Zeit bewegen, zu einem beliebigen Punkt in der Vergangenheit Bild- und Tonaufnahmen machen und die so gewonnenen Aufnahmen zurück in die Gegenwart transportieren.

Diese Erfindung wird die Geschichtsforschung revolutionieren und uns dabei helfen, ein klareres und gefestigteres Bild von unserer eigenen Vergangenheit zu entwickeln. Wie jede wichtige Erfindung der Menschheit wird sie jedoch nicht nur für positive und konstruktive Zwecke eingesetzt werden können, sondern auch für negative und kriminelle. Mit Aufnahmen aus der Vergangenheit wird man Werkspionage betreiben können, aber auch Menschen erpressen.

Bevor ich nicht ein wirksames Mittel gegen die missbräuchliche Verwendung meiner Zeitreise-Kamera gefunden habe, halte ich deren Erfindung deswegen vorläufig geheim. Doch weil ich andererseits auch will, dass mich meine Erfindung überlebt, falls mir etwas zustossen sollte, notiere ich alles Wissenswerte dazu in diesem Buch. Das Buch wiederum werde ich an einem sicheren Ort in meiner Heimatgemeinde Zumikon so verstecken, dass es auch ohne mein Zutun eines nicht allzu fernen Tages wieder gefunden werden kann.

Dass ich den Fall meines baldigen Ablebens mit einkalkulieren muss, hat seinen berechtigten Grund. Ohne es tatsächlich beweisen zu können, hatte ich in letzter Zeit öfters das starke Gefühl, jemand sei hinter mir, oder wohl besser hinter meiner Erfindung, der magischen Kamera, her. Und zwar nicht in guter Absicht. Vielmehr scheint es sich um finstere Gestalten zu handeln, Kerle, die im Bedarfsfall jederzeit bereit wären, mich umzubringen, wenn sie hoffen können, sich dadurch in den Besitz der Zeitreise-Kamera zu bringen.

Ich werde mich deshalb beeilen, alles Wichtige in diesem kleinen, schwarz eingebundenen Büchlein zu notieren und dieses dann gut zu verstecken. Wie ich den Prototypen der Kamera selbst sicher unterbringen werde, muss ich mir noch gut überlegen.

Ein starkes Paar

Als Paar hätten sich Saskia und Manuel selbst eher nicht bezeichnet. Schon eher als Schicksalsgemeinschaft. Und schicksalhaft war ihre erste Begegnung tatsächlich gewesen, damals an einem Herbstnachmittag, der die golden und rot gefärbten Baumblätter zum Leuchten brachte, und mit seinen milden Temperaturen zum draussen sein einlud.



Manuel hatte in der Gemeindebibliothek am Dorfplatz von Zumikon gefragt, ob man ein Buch, das dort nicht vorrätig wäre, aus einer anderen Bibliothek bestellen könne, und hatte eine positive Antwort erhalten. Um welches Buch es sich denn handle, wollte die Bibliothekarin wissen, vielleicht sei es ja doch am Lager. Um ein Buch von Aldous Huxley, hatte Manuel geantwortet, und zwar um dessen Roman «Kontrapunkt des Lebens».

Man habe natürlich von Huxley dessen berühmtestes Werk vorrätig, also «Schöne neue Welt», und sogar ein Interpretationsbuch dazu, wurde ihm beschieden, aber «Kontrapunkt des Lebens» müsse man tatsächlich auswärts bestellen. Das allerdings könne etwas schwierig werden, weil exakt dieses Buch genau vor zwei Minuten schon mal bestellt worden sei. Es gleich zweimal zu bekommen, dürfte nicht ganz einfach sein. Aber

vielleicht könne er sich ja mit der jungen Dame, die das Buch eben auch bestellt habe, auf einen gemeinsamen Gebrauch einigen. Sie sei eben zur Tür rausgegangen, er erwische sie bestimmt noch draussen.

Manuel eilte nach draussen und sah sich um. Von einer jungen Dame war weit und breit nichts zu sehen. Nur ein etwas pummelig wirkendes Mädchen mit eher strähnigem Haar ging gerade mit langsamen Schritten davon. Manuel holte es rasch ein und sprach es direkt an: «Hast du gerade in der Bibliothek ›Kontrapunkt des Lebens‹ von Huxley bestellt?»

«Wer will das wissen, und warum?», gab das Mädchen mit schnippischem Unterton zurück.

«Oh, verzeih, ich habe mich gar nicht vorgestellt. Ich heisse Manuel. Und den Grund meiner Frage sage ich dir, wenn ich weiss, wie du heisst.»

«Saskia. Und die Antwort heisst ja. Ich habe dieses Buch bestellt. Warum interessiert dich das?»

«Weil ich es auch gerade bestellen wollte und man mir gesagt hat, es sei schwierig, dasselbe Buch gleich zweimal zu bestellen. Ich solle mich doch besser mit dir wegen eines gemeinsamen Gebrauchs einigen.»

Jetzt erst sah sich Saskia den jungen Mann, der sie angesprochen hatte, genauer an. Vor ihr stand eine dünne, um nicht zu sagen dürre Gestalt, hochaufgeschossen und schlaksig wirkend. Manuel musste einen kürzlich erfolgten Wachstumsschub hinter sich haben, der seine Proportionen nicht gerade vorteilhaft verändert hatte. Auf seinen Wangen spross ein Bartflaum, der etliche Pickel nur unvollständig verdecken konnte. Saskia kannte dieses Problem selbst. Sie wusste, dass sie nicht nur deswegen nicht gerade als Schönheit durchging, sondern auch wegen ihrer Gestalt. War Manuel derzeit eindeutig zu lang und zu dürr, war sie selbst ebenso klar zu kurz und zu rund.

Hier hatten sich also zwei junge Menschen ganz sicher nicht wegen ihrer äusserlichen Attraktivität gefunden. Aber weswegen denn? Saskia erinnerte sich, dass vor der gegenseitigen Musterung des Äusseren des und der anderen von einem gemeinsamen Interesse am selben Buch die Rede gewesen war, und hakte deshalb nach: «Und warum interessierst du dich ausgerechnet für dieses Buch? Ich kann mir nicht vorstellen, dass du es für die Schule lesen musst. Wozu willst du es dann so dringend?»

«Genau dasselbe könnte ich dich auch fragen», gab Manuel zurück. «Weisst du was? Ich könnte mir vorstellen, dass das auf beiden Seiten eine längere Geschichte werden könnte. Gehen wir doch zum Bistro am Dorfplatz. Dort können wir draussen sitzen und eine Cola oder so trinken. Ich lade dich gerne dazu ein.»

Bald darauf sassen die beiden vor ihrem Getränk an der nachmittäglichen Herbstsonne. Nachdem beide vergeblich versucht hatten, den jeweils anderen zum Anfangen zu bewegen, fügte sich schliesslich Manuel: «Also gut, ich fange an. Schliesslich bin ich offensichtlich der Ältere von uns beiden. Nächstes Jahr werde ich siebzehn. Und seit diesem Schuljahr, also seit den Sommerferien, gehe ich auf die ICS, die International-Community School hier in Zumikon. Geboren worden bin ich in Deutschland, aber weil mein Vater ein vielgefragter Manager ist, ist meine Familie auf der ganzen Welt herumgekommen, ehe wir jetzt in Zürich gelandet sind. Und weil das vielleicht noch nicht die letzte Station der beruflichen Odyssee meines Vaters ist, fanden meine Eltern, ich sei auf einer internationalen Schule am besten aufgehoben.»

«Krass!», staunte Saskia. «Ich kenne nichts anderes als Zumikon und habe meine ganze bisherige Schulzeit hier verbracht. Ich bin dreizehn und damit eigentlich schon zu alt für die hiesige Schule, die nur bis zur sechsten Klasse geht. Aber ich hatte, noch nicht lange her, eine schwere Krankheit, die mich dazu gezwungen hat, eine Klasse zu wiederholen, und deswegen gehe ich jetzt in die sechste Klasse im Schulhaus Juch.»

«Da haben wir ja schon eine Gemeinsamkeit», nahm Manuel den Faden auf. «Auch ich habe unter einer Krankheit gelitten. Bei mir war sie psychischer Natur. Ich habe eine schwierige depressive Phase hinter mir, die aber gottseidank vorbei ist. Was war es denn bei dir?»

«Oh, das tut gar nichts zur Sache», gab Saskia zurück, «irgendwas mit meinem Bein. Wichtiger ist doch, dass wir beide Genesene sind. Und deshalb beginne ich zu ahnen, warum wir uns beide für dasselbe Buch interessieren. Ich schätze mal, du magst klassische Musik?»

«Du also auch», konstatierte Manuel. «Spielst du auch selber ein Instrument?»

«Noch nicht», gab Saskia zurück. «Aber ich würde gerne. Ich habe mir deshalb schon mal die Unterlagen der Musikschule

von Zumikon besorgt. Die scheint ganz gut zu sein. Und immerhin gibt es sie schon seit vierzig Jahren.»

«Schon wieder so ein Zufall!», entfuhr es Manuel. «Auch ich überlege mir, ein Instrument zu lernen, und bin deshalb auch auf die Musikschule von Zumikon gestossen. Dorthin gehen nämlich auch viele Schülerinnen und Schüler der ICS. Aber, sag mal, klassische Musik ist ja ein weites Feld. Welche liegt dir am nächsten?»

«Oh», meinte Saskia, «ich habe da ganz unterschiedliche Vorlieben, und mag auch weniger populäre Stücke.»

«Etwa auch so was wie die späten Streichquartette von Beethoven?»

Saskia sah sich in ihrer Ahnung bestätigt: «Ja, und dabei natürlich besonders das Quartett Nummer 15 in a-Moll, Opus 132.»

«Du denkst dabei bestimmt speziell an den dritten Satz», fuhr Manuel im geistigen Ping Pong der beiden fort. «Der heisst ja ›Heiliger Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit‹. Und weil wir beide offenbar Genesene sind, passt dieses Stück Musik bestens zu uns.»

Saskia konnte nur noch staunen: «Ja, schon, aber diese Art von Musik ist ja nicht jene, mit der sich Menschen in unserem Alter normalerweise beschäftigen. Es ist schon ein staunenswerter Zufall, dass wir beide da eine Ausnahme bilden und erst noch zusammengetroffen sind. Aber ich kenne tatsächlich keine andere Musik, die besser ausdrückt, wie es sich nach der Genesung von einer schweren Krankheit anfühlt. Natürlich stört es mich ein wenig, dass im Titel dieses Satzes nur von einem männlichen Genesenen die Rede ist, aber die wussten es damals einfach nicht besser. Jedenfalls fühle ich mich mitgemeint.»

«Ja, mir geht es genau so», bestätigte Manuel. «Diese Musik drückt alles aus, was ich als Genesener empfinde. Und weil es mir ein Anliegen ist, Gefühle auch in Sprache ausdrücken zu können, bin ich so gespannt darauf, wie Huxley diesen einen Satz von Beethoven beschreibt.»

«Dann bist du also auch darauf gekommen, dass genau das in diesem Buch geschieht?», wollte Saskia wissen.

«Ja», bestätigte Manuel, «irgendwann beim rumgoogeln habe ich das herausgefunden. Und leider den fraglichen Text im Internet nicht gefunden. Deshalb bin ich auf das gute alte, analoge Buch gekommen. So wie du vermutlich.»

«Stimmt. Genau darum habe ich dieses Buch bestellt. Und bin

jetzt sehr gespannt darauf. Ich war die erste und habe deswegen ein Vorrecht. Aber ich teile das Buch gerne mit dir, sobald es da ist.»

Von so viel Grosszügigkeit gerührt, wagte es Manuel, ein Anliegen vorzutragen: «Das kann ja noch ein Weilchen dauern. Aber vielleicht kannst du mir schon vorher helfen?»

«Wenn ich kann», sagte Saskia freundlich. «Worum geht es denn?»

«Du könntest mir etwas von deinem Zumikon zeigen», antwortete Manuel. «Ich kenne bisher nur die internationale Schule und möchte gerne mehr darüber erfahren, in welcher Gemeinde diese eigentlich liegt. Da bist du, weil du hier aufgewachsen bist, sicher eine ideale Reiseführerin.»

Saskia wiegelte zunächst ab: «Ach, da gibt es doch gar nichts Spannendes zu sehen. Zumikon ist doch, verglichen mit den Gegenden, die du schon kennengelernt hast, ein stinklangweiliges Kaff.»

«Und genau so eines möchte ich mal kennenlernen», gab Manuel zurück. «Spektakuläre Städte kenne ich zu Genüge, aber heimisch gefühlt habe ich mich in keiner. Vielleicht geht es mir ja in Zumikon besser. Vielleicht finde ich hier ein kleines Stück von dem, wonach ich mich sehne, nämlich von Heimat.»

Saskia war gerührt: «Wenn du meinst, zeige ich dir natürlich gerne mein Zumikon. Ein paar sehenswerte Orte gibt es sicher. Und weil sich meine Eltern immer auch für die Geschichte von Zumikon interessiert haben, kann ich dir auch dazu einiges erzählen. Nur wenn du magst, natürlich.»

«Ja, ich mag», sagte Manuel bestimmt. «Vor allem, wenn du mir davon erzählst. Nie im Leben hätte ich geglaubt, hier ein Mädchen zu treffen, das ähnlich tickt wie ich. Und damit so ganz anders als die meisten unserer Altersgenossen. Dieses Glück würde ich gerne in Form von gemeinsamen Streifzügen durch Zumikon auskosten. Auch wenn dabei gar nichts Spektakuläres passiert.»

Womit er sich gründlich täuschen sollte...

Doppelter Fund

Saskia und Manuel hatten sich für den frühen Nachmittag des nächsten Tages nach Schulschluss (es war Mittwoch mit dem schulfreien Nachmittag) auf dem Dorfplatz von Zumikon verabredet. Manuel, der diesen Ort erst flüchtig kannte, blickte sich aufmerksam um und meinte dann: «Sehr alt kann dieser Dorfplatz noch nicht sein. Er sieht irgendwie so aus, als ob er vor nicht allzu langer Zeit konstruiert worden wäre.»

«Das stimmt», bestätigte Saskia. «Es gab eine Zeit, da führten hier eine Strasse und die Forchbahn lang. Bis man auf die Idee kam, man könnte die Bahn doch unterirdisch legen und auf dem Deckel einen Dorfplatz anlegen.»

«Hast du den alten Zustand noch erlebt?», wollte Manuel wissen.

«Nein, quatsch, das war lange vor meiner Zeit», antwortete Saskia. «So viel ich weiss, baute man die erste Untergrundbahn der Schweiz, wie es damals hiess, in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Wenn du mehr wissen willst, müsstest du dir mal die Dorfchronik von Zumikon organisieren.»

«Mache ich vielleicht», brummte Manuel. «Aber noch lieber würde ich mir den alten Zustand selber ansehen.»

«Wie, du würdest gerne eine Zeitreise machen?», fragte Saskia neugierig.

«Du etwa nicht?», gab der Angesprochene zurück.

«Doch, schon», fand Saskia. «Eigentlich am liebsten in die Zukunft, aber das geht ja wohl leider nicht. Die Zukunft ist nun mal offen, sie hängt auch von unseren Entscheidungen ab. Deshalb gibt es keine Zeitreise dahin.»

«Ja, leider», fand Manuel. «Aber mir würde es schon genügen, direkt zu erfahren, wie das Leben früher war. Zum Beispiel hier an diesem Ort.»

«Eine solche Zeitreise in die Vergangenheit könnte mich schon auch interessieren», fand Saskia. «Aber ist das überhaupt denkbar?»

«So, wie man sich das lange vorgestellt hat, vermutlich nicht», meinte Manuel. «Also, dass man eine Zeitmaschine besteigt wie ein Flugzeug und dann irgendwo in der Vergangenheit landet. Weil sich dann das Grossvater-Dilemma ergibt.»

Saskia staunte über das Wissen ihrer neuen Bekanntschaft und wollte mehr wissen: «Was ist das Grossvater-Dilemma?»

Manuel liebte es, sein Wissen vorzuführen, und antwortete deshalb bereitwillig: «Stell dir vor, du triffst in der Vergangenheit auf deinen Grossvater in ganz jungen Jahren. Dieser erschrickt wegen der für ihn bedrohlich aussehenden Zeitmaschine so sehr, dass er unter ein vorbeifahrendes Auto gerät und stirbt.»

Auch Saskia besass einen hellwachen Verstand und sah deshalb sofort die Konsequenzen eines solchen Ereignisses: «Der Grossvater stirbt also wegen meiner Zeitreise, bevor er meine Mutter zeugen konnte. Dann gäbe es auch mich nicht. Und ich könnte so auch nicht in die Vergangenheit reisen, um meinen Grossvater zu Tode zu erschrecken. Das scheint mir tatsächlich ein unlösbares Rätsel zu sein.»

«Ja», nahm Manuel den Faden auf, «die Gefahr, dass wir bei einer Reise in die Vergangenheit diese so verändern, dass wir die Gegenwart nicht mehr erkennen, wenn wir zurückkommen, ist zu gross. Körperlich werden wir also vermutlich nie eine Zeitreise machen können.»

Saskia dachte einen Moment lang nach und sagte dann: «Aber wir könnten vielleicht eine Kamera in die Vergangenheit schicken, die von dort Bild- und Tonaufnahmen mitbringt. Das wäre doch auch schon sehr spannend.»

«Daran hatte ich noch gar nicht gedacht», musste Manuel zugeben. «Aber wäre wirklich eine spannende Möglichkeit. So könnten wir zum Beispiel einen guten Eindruck davon bekommen, wie es hier aussah, bevor der neue Dorfplatz entstand.»

Saskia lachte: «Ja, wirklich sehr bedauerlich, dass es das nicht gibt. So musst du dir das halt selbst vorstellen. So schwierig ist das nicht, schliesslich verläuft die Forchbahn überall sonst oberirdisch. Soll ich dir jetzt die unterirdische Station Zumikon zeigen?»

«Nein, das machen wir ein anderes Mal. Heute würde ich lieber das schöne Wetter für einen kleinen Spaziergang nutzen. Welchen Teil von Zumikon könntest du mir denn zeigen?»

Saskia hatte sich diese Frage im Vorfeld auch schon gestellt und sagte deshalb entschlossen: «Mein Schulhaus. Schliesslich verbringe ich da jeden Tag viele Stunden, und zwar gerne. Dass ich gerne zur Schule gehe, liegt sicher an meinem Wissensdrang und an meinen Lehrern, aber ein Stück weit auch an diesem Schulhaus. Du hast nach meinem Zumikon gefragt, und dieses Schulhaus ist nun mal ein wichtiger Teil davon. Oder hast du etwas gegen dieses Ziel einzuwenden?»

«Nein, nein», beeilte sich Manuel zu sagen. «Ein Schulhaus kann viel über einen Ort erzählen. Genau so übrigens wie ein Friedhof. Gibt es einen solchen in Zumikon auch?»

Saskia gab es auf, sich darüber zu wundern, wie viele Gemeinsamkeiten es zwischen Manuel und ihr gab, und sagte einfach: «Du magst also Friedhöfe auch? Und klar haben wir hier einen zu bieten. Auf unserem Weg zum Schulhaus Juch müssen wir nur einen kleinen Umweg machen, um ihn zu sehen.»

So gingen die beiden vom Dorfplatz in Richtung der evangelisch-reformierten Kirche, liessen diese links liegen und waren schon auf dem Friedhof, der sich unterhalb der Kirche hangabwärts erstreckte. Manuel sah sich aufmerksam um und bemerkte dann: «Ich habe selten einen Friedhof mit so viel freiem Raum gesehen. Das alles wirkt sehr weitläufig und grosszügig. An anderen Orten, vor allem in grossen Städten, hätte man einen Teil dieses Geländes längst mit teurem Wohnraum überbaut. Der würde doch auch in Zumikon reissenden Absatz finden, oder?»

«Ach, weisst du, so genau kenne ich mich da nicht aus», seufzte Saskia, «dazu bin ich noch etwas zu jung. Aber ja, die Leute zahlen gerne viel, um in Zumikon wohnen zu können. Meine Eltern beliebten zu sagen, dass Zumikon ein kleines Paradies für wohlhabende Menschen ist.»

«Sagen sie auch, warum das so ist?», wollte Manuel wissen.

«Tun sie. Sie sagen, wenn man einen Wohnort beurteilen wolle, gebe es nur drei Kriterien. Und zwar Lage, Lage, Lage. Und da, fügen sie dann hinzu, spricht einiges für Zumikon: Eine erhöhte Lage, im Winter häufig sogar über der Nebelgrenze, in einer fast ländlichen Umgebung, und das in unmittelbarer Nähe zur Stadt Zürich mit ihrem äusserst attraktiven Angebot an Arbeits- und Freizeitmöglichkeiten.»

«Ja, das habe ich natürlich auch schon gemerkt», bestätigte Manuel Saskias Befund. «Man ist von hier aus sehr schnell in der Stadt, und braucht dafür dank der Forchbahn nicht einmal ein Auto.»

«Um genau zu sein, braucht die Forchbahn von Zumikon bis zum Bahnhof Stadelhofen in der Stadt Zürich genau 18 Minuten», fügte Saskia hinzu, die es gerne genau nahm und mit ihrem Wissen ebenfalls nicht hinter dem Berg halten wollte. «Dass ich jetzt seit kurzem auf diese Weise auch allein in die Stadt fahren kann, finde ich mega cool.»

«Das kann ich verstehen», fand Manuel, der dieses Privileg

schon einige Zeit lang genoss. «Und genau so kann ich verstehen, dass die einmalige Lage von Zumikon viele wohlhabende Menschen anzieht, so dass sich die Gemeinde einiges leisten kann. Wie zum Beispiel diesen weitläufigen und grosszügigen Friedhof. Oder die Verlegung eines Bahnhofs in den Untergrund.»

Mittlerweile hatten sie den Friedhof verlassen und gingen nun auf dem Chirchbuelweg der Forch-Strasse entlang. Die Plexiglaswände entlang dieser vielbefahrenen Strasse hielten nur einen Teil des Verkehrslärms zurück, was Manuel zu einer Bemerkung veranlasste: «Diese Strasse ist aber doch ein kleiner Wermutstropfen im sonst so paradiesischen Zumikon, oder? Sie macht nicht nur Lärm, sie schneidet die Gemeinde auch entzwei.»

«Das sagen meine Eltern auch immer», meinte Saskia. «Und sie haben mir sogar erzählt, es hätte schon Pläne gegeben, die Strasse so zu überdecken wie früher einmal die Bahn. Um den Lärm zu begraben, und um auf dem Deckel Wohn- oder Erholungsraum zu schaffen. Diese Pläne seien aber dann selbst für das reiche Zumikon zu teuer gewesen.»

«Schade eigentlich», fand Manuel, «aber nachvollziehbar. Ah, so kommen wir auf die andere Strassenseite. Ich habe mich schon gewundert, wie das geschehen soll.» Diese Bemerkung fiel, als sie die Fussgängerunterführung betraten, die sie auf die andere Seite der Forch-Strasse führte.

«Wir sind auch gleich da», ergänzte Saskia. «Hier links siehst du das Schwimmbad Juch, und da unten liegt schon das Schulhaus Juch. Da wollen wir hin.»

«Wow, das liegt ja super!» Manuels Staunen klang echt. «So nah am Dorf und doch mitten im Grünen, sogar ganz nah am Waldrand. Ich kann gut verstehen, dass du da gerne zur Schule gehst. Wie, sagtest du, heisst das Schulhaus? Juch? Weisst du, was das bedeutet?»

«Ich muss dir etwas gestehen», sagte Saskia verschämt. «Ich leide unter Skopophilie.»

«Was, du auch?», staunte Manuel. «Aber weisst du, schlimm finden das nur die anderen, die damit eine krankhafte Neugier bezeichnen. Was heisst denn hier krankhaft? Wir sind einfach neugieriger als die meisten, aber darunter müssen wir doch nicht leiden. Für Menschen wie dich und mich ist es einfach selbstverständlich, möglichst viel wissen zu wollen, und das ist

auch gut so. Also, ich schliesse aus deiner Antwort, dass du dich sehr wohl mit der Bedeutung von Juch beschäftigt hast. Und, was ist dabei herausgekommen?»

Saskia strahlte Manuel an, noch immer überwältigt davon, wie souverän er ein angebliches Leiden wie Skopophilie in eine Tugend umgedeutet hatte. Dann fasste sie sich wieder und antwortete inhaltlich auf Manuels Frage: «Ich habe zwei Hinweise gefunden. Nach dem einen bezeichnet Juch eine Landschaft in Form eines Jochs. Du weisst schon, dieses Geschirr, das man einem Zugtier wie einem Pferd oder Ochsen anlegt, damit es den Karren ziehen kann. Ganz anders die zweite Interpretation. Demnach ist ‹juch!› eine Interjektion, ein Ausruf des Frohlockens, ein Teil des Verbs ‹juchzen›.»

«Also so etwas wie juchhe», meinte Manuel.

«Ja, genau», bestätigte Saskia, «wobei ich auch den Hinweis gefunden habe, juch sei ein eher verhaltenes Jauchzen, kein sehr lautstarkes.»

«Wie dem auch sei», fand Manuel, «wir wählen auf jeden Fall die freudvollere Variante der Bedeutung von Juch. Und die ist sicher eher jauchzen als ein Joch.»

Mittlerweile hatten sie den Pausenplatz erreicht. Wieder schaute sich Manuel aufmerksam um und befand dann: «Hier stimmt nicht nur die Umgebung. Auch die Gebäude wirken wohl proportioniert und stimmig. Weisst du zufällig, wann dieses Schulhaus gebaut wurde?»

«Nein, zufällig nicht, aber ich weiss es», lautete Saskias Antwort. «Dieses Jahr hätte nämlich das fünfzigjährige Jubiläum des Schulhauses Juch gefeiert werden sollen.»

«Also wurde es 1970 erbaut», folgerte Manuel blitzschnell. «Aber warum sprichst du im Konjunktiv und sagst, das Jubiläum hätte gefeiert werden sollen?»

«Weil die ganzen Feierlichkeiten wegen Corona abgesagt werden mussten», sagte Saskia traurig. «Und weil die Lage auch im nächsten Jahr zu unsicher schien, wurde die ursprüngliche Idee, das Jubiläumsfest in das Jahr 2021 zu verlegen, ebenfalls aufgegeben. So gibt es nur ein Jubiläum ohne Fest. Und auch den alten Brauch des Schnappesels wird es dieses Jahr nicht geben. Dabei ziehen die Schulkinder mit einem Fabelwesen namens Schnappesel von Haus zu Haus und sammeln Spenden für einen guten Zweck. Mein Grossvater hat mal erzählt, dabei sei eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern zum Fondue

eingeladen worden und hätte das so genossen, dass sie glatt den eigentlichen Zweck ihres Herumziehens vergessen hätten, also das Sammeln. Solche Geschichte wird es dieses Jahr leider nicht geben. »

«Das ist wirklich traurig, aber dann mache ich zur Feier des Tages wenigstens ein paar hübsche Bilder», meinte Manuel tröstend, und zückte sein iPhone, das selbstverständlich das brandaktuelle Modell war. «Hier zum Beispiel, die drei Wolken am stahlblauen Himmel, und darunter die Gummiente, das ist doch absolut Instagram-like.»



Er zeigte ihr das eben aufgenommene Bild auf dem Bildschirm seines iPhones. Saskia besah sich das Bild genau und wandte sich dann der aufgenommenen Szenerie zu: «Hier schau mal, über der Uhr und unter der Ente liegt etwas, was da nicht hingehört. Kommst du da ran?»

Mit einigen Verrenkungen gelang es dem hoch aufgeschossenen Manuel tatsächlich, das fragliche Objekt zu ergreifen. Es handelte sich um ein in schwarzes Leder eingebundenes Notizbuch, das zum Schutz vor Witterungseinflüssen in eine durchsichtige Plastikhülle eingepackt worden war. Mit fiebrigen Händen packte Manuel das Büchlein aus und gab es Saskia, die es sofort aufschlug und die ersten Zeilen der handschriftlichen Notizen vorlas:

Dieses kleine schwarze Buch enthält die Konstruktionspläne für die von mir erfundene magische Kamera. Ich wähle diesen Weg der Informationsspeicherung ganz bewusst, weil handschriftliche Notizen auf Papier vor missbräuchlichem Zugriff weitaus sicherer sind als jede Form von digitalen Daten.

Ehe sie weiterlesen konnte, erblickte Saskia ein paar Jugendliche aus ihrer Klasse, die gerade einen Fussballmatch beendet hatten, und jetzt auf dem Pausenplatz noch ein wenig abhängen wollten. Sie hatte keinerlei Lust, sich hämische Fragen wegen ihres Begleiters anhören zu müssen, und zog diesen deshalb an der Hand ins Innere des Schulhauses. Das kleine schwarze Buch steckte sie in ihre Jackentasche.

Im Schulhaus drin erzählte sie, sie würde Manuel ja gerne das aufgegebene Lernschwimmbcken zeigen, das früheren Schülergenerationen mit seinem in der Höhe verstellbaren Boden grossen Eindruck gemacht habe, aber dieses sei schon vor geraumer Zeit geschlossen worden, weil ja jetzt das Hallenbad Juch direkt neben dem Schulhaus läge. Man habe, fuhr sie fort, aus dem Raum eine Aula für grössere Veranstaltungen machen wollen, aber eine Gemeindeversammlung habe den dafür nötigen Kredit abgelehnt. Manuel nahm das zur Kenntnis und kommentierte, dass sich offenbar auch eine reiche Gemeinde nicht alles leisten könne oder wolle.

Saskia steuerte zielstrebig auf eine abwärts führende Treppe zu, und bald gelangten die beiden zu einem Hinterausgang des Schulhauses, durch den sie wieder ins Freie treten konnten. «Bei aller Liebe zur Schule», meinte Saskia, »aber an einem freien Nachmittag muss ich mich nicht unbedingt im Inneren eines Schulgebäudes aufhalten. Und die Umgebung ist schliesslich auch sehr sehenswert.

«Und sogar einen Bach habt ihr hier», staunte Manuel.

«Eigentlich sind es zwei», korrigierte ihn Saskia. «Da drüben fliesst der Schulhausbach, und das hier ist der Geissacher Dorfbach.»

Manuel zückte erneut seine Kamera und meinte dann: «Über diesen hier soll man jedenfalls nicht gehen. Oder wozu sind die Absperrgitter auf beiden Seiten der Brücke?»

«So viel ich weiss, ist das gar keine Brücke», sagte Saskia, «sondern eher eine Art Wasserleitung. Aber was ist denn das, was da im Gebüsch liegt?»

Die beiden traten näher an die Böschung. Dann stiess Saskia einen Schrei aus. Im Gebüsch lag eine menschliche Gestalt. Die sehr, sehr leblos wirkte.



Lageaufnahme

Polizistin Graf Miriam machte sich Sorgen um ihre Nichte Saskia. Wenn auch keine allzu grossen. Sicher, für jeden Menschen, besonders aber für einen so jungen wie Saskia, war es ein Schock, das erste Mal auf eine leibhaftige Leiche zu stossen. Das war schliesslich etwas anderes als in einem Fernsehkrimi eine Leiche zu sehen, von der man wusste, dass der betreffende Schauspieler in Wirklichkeit lebte, und dass es sich bei der roten Flüssigkeit, die aus der Wunde tropfte, um künstliches Theaterblut handelte.

Andererseits konnte man den Konsum von geschriebenen oder gefilmten Krimis in gewisser Weise durchaus auch als Vorbereitung auf die Konfrontation mit einem wirklichen kriminellen Geschehen betrachten. Wer schon Dutzende von Leichen auf einem Bildschirm gesehen hatte, konnte bei einer im realen Leben nicht mehr ganz so schockiert sein. Miriam Graf wusste, dass ihre Nichte Saskia, getrieben von einer unerschöpflichen Neugier, sich jeden Krimi reinzog, welcher nicht der Zensur durch ihre Eltern zum Opfer gefallen war. Und zudem war Saskia mit ihren dreizehn Jahren auch kein kleines Kind mehr, sondern ein Teenager an der Schwelle zum Erwachsensein.

Saskia würde also den Leichenfund bewältigen und verdauen. Darauf wies auch ihr Verhalten unmittelbar danach hin. Saskia hatte die private Handynummer ihrer Tante gewählt, die als Ortspolizistin auf dem Polizeiposten von Zumikon arbeitete. Weil, wie sie später erklärte, man eine Jugendliche wie sie bei der offiziellen Polizeinummer nicht gleich wirklich ernst genommen hätte.

Ihre Tante dagegen hatte sofort gewusst, dass etwas Ernsthaftes vorgefallen sein musste, als Saskia von einem AGT berichtete. Diesen Ausdruck, der «aussergewöhnlicher Todesfall» bedeutet, hatte sie von ihrer Polizistinnen-Tante gelernt. Sie wusste auch, dass es sich bei ungefähr jedem zehnten Todesfall um einen AGT handelte, bei dem die Polizei hinzugezogen werden musste, weil es um einen Unfall, einen Suizid oder ein Verbrechen ging.

Natürlich war Miriam Graf klar, dass es sich bei solchen Themen nicht unbedingt um normale Interessensgebiete einer Heranwachsenden handelte, doch Saskias Neugier machte nun mal vor nichts halt, und so hatte sie ihrer Tante Löcher in den Bauch gefragt und alles über Polizeiarbeit wissen wollen.

Somit wusste Saskia auch, dass eigentliche Verbrechen nicht in den Zuständigkeitsbereich der Gemeindepolizei fielen, für die Polizistin Graf Miriam, wie sie offiziell hiess, als Sachbearbeiterin Sicherheit arbeitete. Trotzdem war sie froh darüber, dass Saskia sie als erste informiert hatte. So würde sie eine erste Lageaufnahme machen und gleichzeitig ihre Nichte schützen können, falls dies nötig werden sollte. Gespannt verliess sie ihr Büro im Gemeindehaus und machte sich auf den Weg zum Schulhaus Juch.



Am Fundort der Leiche angekommen, wunderte sich Miriam Graf zunächst darüber, dass ihre Nichte nicht allein war, sondern in Begleitung eines schlaksigen Jünglings. Nach ihrem Wissen hatte Saskia bisher mit Jungs nichts am Hut gehabt. Doch allfällige Bedenken, diese hätte wegen ihrer Unerfahrenheit aufs falsche Pferd gesetzt, verflogen sofort, als sich der junge Mann formvollendet vorstellte: «Guten Tag, Frau Graf. Mein Name ist Manuel. Ich lebe seit ein paar Wochen in Zollikerberg und besuche die International-Community School hier in Zumikon. Saskia und ich haben uns gestern in der Gemeindebibliothek kennengelernt, und ich habe sie gebeten, mir etwas von ihrem Zumikon zu zeigen. Heute hat sie mit ihrem Schulhaus

angefangen, und deswegen sind wir hier und haben die Leiche gefunden.»

Saskia konnte sich kaum zurückhalten und sprudelte los: «Ja, und zwar ist das nicht irgendeine Leiche, sondern ein Mordopfer!»

«Wie kommst du darauf?», fragte die Polizistin.

«Wir haben uns nach dem ersten Schreck die Leiche etwas näher angeschaut», gab Saskia Auskunft. «Keine Angst, wir haben natürlich nichts angerührt oder verändert. Dazu haben wir beide schon genug Krimis gesehen. Die Leiche lag also schon auf dem Bauch, und im Rücken hat sie ein kleines Loch, aus dem Blut ausgetreten ist.»

«Klassischer Fall von Schusswunde», fügte Manuel hinzu, der auch mal wieder etwas sagen wollte.

«Genau», beeilte sich Saskia, wieder das Wort zu ergreifen. «Und an einer Schusswunde stirbt man entweder durch Suizid oder durch ein Verbrechen. Suizid scheidet aus, denn wer schießt sich schon selbst ein Loch in den Rücken?»

Die beiden schienen schon ein gut eingespieltes Paar zu sein, denn jetzt ergänzte Manuel: «Und bei einem Suizid müsste hier irgendwo eine Waffe herumliegen. Tut sie aber nicht.»

«Ich muss zugeben», meinte Miriam Graf, «das alles ist kriminalistisch scharf gefolgert. Und deswegen wird es jetzt höchste Zeit, dass wir die Spezialisten von der Kriminalpolizei alarmieren.» Sie tat dies und wandte sich dann den beiden Jugendlichen zu: «Und ihr geht jetzt am besten nach Hause. Ich brauche noch deine Personalien, Manuel, die von dir, Saskia, habe ich ja schon. Etwas Ruhe wird euch nach diesem schrecklichen Fund sicher guttun.»

«Oh nein, Tante Miriam, das kannst du uns nicht antun, bitte, bitte», sagte Saskia flehentlich. «Endlich könnten wir mal der richtigen Polizei bei einem richtigen Verbrechen zugucken. Und wir haben doch schliesslich die Leiche gefunden, also haben wir auch ein Recht darauf, mehr über diesen Fall zu erfahren.»

«Also gut», liess sich die Polizistin erweichen, «dann wartet ihr halt so lange hier, bis meine Kolleginnen und Kollegen eingetroffen sind. Irgendwelche Rechte habt ihr zwar nicht, aber vielleicht lässt euch die Kripo ja noch etwas zugucken, wenn ihr in gebührender Entfernung verweilt.»

«Und Sie, Frau Graf, sind Sie gar nicht neugierig?», wollte Manuel wissen. «Zum Beispiel darauf, wer der Tote ist? Sehen Sie,

dort liegt unweit von ihm ein Portemonnaie. Könnte doch sein, dass es dem Opfer beim Sturz auf den Waldboden aus der Tasche gefallen ist. Und vielleicht sind ja Ausweispapiere darin.»

Polizistin Graf Miriam kämpfte einen Moment mit sich, ehe die Neugier obsiegte. Zwar durfte sie eigentlich den Kollegen von der Kriminalpolizei nicht vorgreifen, doch die erste Sichtung eines offensichtlich zum Mordopfer gehörigen Portemonnaies konnte man zur Not als Teil einer ersten Lageaufnahme verkaufen. Entschlossen streifte sie sich Schutzhandschuhe über, ergriff das Portemonnaie und öffnete es, nicht ohne vorher einen herumliegenden Ast zur Markierung der genauen Fundstelle in die Erde gerammt zu haben.

Tatsächlich enthielt das Portemonnaie eine Identitätskarte. Wegen der Bauchlage sah man vom Toten zwar nur einen Teil des Gesichts, doch das genügte, um eine sichere Übereinstimmung mit dem Bild auf dem Ausweis feststellen zu können. Laut den Angaben auf der Identitätskarte handelte es sich bei dem Toten um einen gewissen Max Meier, geboren am 19. November 1956, Bürger von Zumikon.

Die Polizistin kramte weiter und stiess auf einen Ausweis der Zumiker Gemeindebibliothek, aus dem hervorging, dass dieser Max Meier tatsächlich in Zumikon seinen Wohnsitz hatte. Obwohl Miriam Graf als Ortspolizistin viele, wenn nicht die meisten Einheimischen kannte, war ihr dieser Meier noch nie begegnet. Sie griff zu ihrem Dienstpad, von dem aus sie einen direkten Zugriff auf die Daten der Einwohnerkontrolle und des Polizeiregisters hatte. Rasch fand sie heraus, dass Max Meier tatsächlich an der angegebenen Adresse gelebt hatte, als Ingenieur im Ruhestand eingetragen und für die Polizei ein völlig unbeschriebenes Blatt war. Meier war weder verheiratet, noch hatte er Kinder, und es gab keinerlei Hinweise auf nähere Verwandte, die unbedingt über sein Ableben hätten informiert werden müssen.

Ihre bisherigen Erkenntnisse teilte die Gemeindepolizistin ihren Kolleginnen und Kollegen von der Kantonspolizei Zürich, Ermittlungsabteilung Gewaltkriminalität, mit, als diese bald darauf eintrafen. Saskia und Manuel spitzten die Ohren und erfuhren so, um wen es sich bei dem Toten handelte und wo er gelebt hatte. Zu ihrer grossen Enttäuschung durften sie die weiteren Arbeiten der Kriminalpolizei nicht mehr mitverfolgen, sondern wurden weggeschickt.

Das wurmte Saskia umso mehr, als sie kurz zuvor, als ihre Tante das Portemonnaie durchsuchte, einen Zettel erwischt hatte, der gerade davon geflattert war, und der sich offenkundig auch im Portemonnaie befunden hatte. Bevor sie ihn ihrer Tante überreichte, hatte sie einen Blick darauf geworfen und sofort festgestellt, dass das, was darauf stand, kaum viel zur Klärung des Falles beitragen würde. Es handelte sich um eine simple handgeschriebene Einkaufsliste. Geschrieben offenbar von jemandem, der in Corona-Zeiten mal wieder einen Grosseinkauf brauchte, weshalb Dinge wie Gemüsekonserven, WC-Papier und Handseife auf der Liste standen.

Bevor Saskia den Zettel ihrer Tante zurückgab, schaute sie noch einmal hin und stutzte. Nicht der Inhalt war interessant. Sondern die Schrift. Genau diese Handschrift hatte sie doch vor kurzer Zeit schon mal gesehen! Ein wenig beleidigt, weil sie und Manuel von der Kripo weggeschickt worden waren, behielt sie ihre Erkenntnis für sich. Nur Manuel erfuhr davon, als die beiden weg vom Schulhaus Juch hangaufwärts stapften. Die Schrift auf dem Einkaufszettel war dieselbe wie die in dem kleinen schwarzen Buch, das noch immer in ihrer Jackentasche steckte.

Rasch war sie sich mit Manuel einig. Wenn der Einkaufszettel von dem Toten stammte, wofür bei einem alleinlebenden älteren Mann eine Menge sprach, dann war dieser Max Meier auch der Autor der Notizen im schwarzen Buch. Es wurde höchste Zeit, sich dessen Inhalt genauer anzusehen.

Auf der Spur

«Wo wollen wir hingehen, um das kleine schwarze Buch zu lesen?», erkundigte sich Manuel bei Saskia.

«Lass uns zum Dorfplatz zurückgehen», schlug diese vor. «Dort gibt es immer ein paar Sitzgelegenheiten, wo man die Herbstsonne geniessen kann und ungestört bleibt. Und von dort aus kommst du nachher direkt zur Station der Forchbahn, und für mich ist es auch nicht weit.»

In wenigen Minuten erreichten sie ihr Ziel und fanden prompt auch zwei Stühle direkt beim Springbrunnen.



«Gefällt dir dieser Brunnen?», wollte Saskia wissen.

«Schon», brummte Manuel, «auch wenn ich ihn etwas beliebig finde. Aber das gilt für den ganzen Dorfplatz. Alles ganz hübsch, aber eben auch ein wenig beliebig, um nicht zu sagen steril.»

«Geht mir ganz ähnlich», meinte Saskia. «Und so viel ich weiss auch vielen Erwachsenen. Es gibt immer mal wieder Pläne zur Neugestaltung. Ist bisher aber alles im Sande verlaufen. Immerhin gibt es jetzt wieder einen Laden da. Mal sehen, was daraus wird. Aber zu diesem Brunnen kann ich dir eine hübsche Geschichte erzählen.»

«Au ja!», rief Manuel begeistert. «Ich liebe Geschichten!»

«Der jetzige Brunnen hatte einen Vorläufer», begann Saskia

ihre Geschichte. «Ich weiss das von meinen Eltern und habe dann im Buch «Wohnort 8126 Zumikon» nachgelesen. Demnach wurde im Jahr 1980 ein Würfelbrunnen namens «Kubus» hingestellt. Er stammte von einem einheimischen Künstler und war tatsächlich ein grosser weisser Würfel mit diagonalen Schlitzen, aus denen das Wasser strömte.»

«Und wer hat diesen speziellen Brunnen ausgewählt?», fragte Manuel.

«Die einheimische Bevölkerung selbst», antwortete Saskia. «Und zwar an einer Gemeindeversammlung ein paar Jahre zuvor. Ein Jahr nach der Installierung des Würfelbrunnens regte sich allerdings Widerstand, und eine neue Gemeindeversammlung forderte daraufhin einen neuen Brunnen. Das war dann eben der jetzige Springbrunnen.»

«Als Ausländer finde ich das den Wahnsinn», meinte Manuel. «Das Volk als Ganzes wählt einen Brunnen und korrigiert seine Meinung ein paar Jahre später wieder. Fast unvorstellbar.»

«Das nennt man eben direkte Demokratie», belehrte ihn Saskia. «Das kann sich in einfachen Worten äussern. An der zweiten Gemeindeversammlung soll jemand aufgestanden und gesagt haben, einem Hund gebe man auch nicht zu fressen, was er nicht möge. Und deshalb dürfe man das Volk auch nicht zwingen, den Kubus zu behalten.»

«Tja», meinte ein nachdenklicher Manuel, «das scheint ja wirklich eine speziell schweizerische Form von Demokratie zu sein. War's das jetzt mit der Pointe?»

«Nein», gab Saskia zurück, «die kommt erst noch. Sie steht nicht in der Dorfchronik, ich habe sie von Verwandten gehört. Demnach hatte sich der Widerstand gegen den Kubus schon vor der offiziellen Eröffnungsfeier geregt. In der Nacht davor schlichen sich zwei Brüder zum noch ruhenden Kubus und füllten ihn mit Waschpulver. Als man dann an der Feier den Wasserhahn aufdrehte, entstand so viel Schaum, dass er den ganzen Brunnen umhüllte und somit verbarg.»

«Das klingt nach einem gelungenen Streich», fand Manuel. »Aber lass uns jetzt endlich im schwarzen Buch lesen.« Saskia holte es aus ihrer Jackentasche, schlug es auf und begann vorzulesen. Als sie zur Stelle mit der Beschreibung der Möglichkeiten der magischen Kamera kam, stiess Manuel einen Schrei der Überraschung aus: «Das ist doch wirklich der Wahnsinn! Erinnerst du dich, wie wir gestern über den Wunsch nach einem

Aufnahmegerät geredet haben, mit dem man in die Vergangenheit reisen kann? Und genau eine derartige magische Kamera hat dieser Typ offenbar erfunden.»

«Und dieser Typ stammt erst noch aus Zumikon», ergänzte Saskia. «Was mich als Lokalpatriotin natürlich schon ein wenig stolz macht.»

Manuel klang jetzt schon wesentlich weniger euphorisch, nachdem er einen Blick auf die folgenden Seiten geworfen hatte, die eine Menge Formeln und technischer Anweisungen enthielt: «Jetzt müssten wir das Gerät bloss noch haben. Ich glaube nämlich nicht, dass wir es auf der Basis dieser Anleitung selber bauen können. Das klingt doch alles ziemlich kompliziert und aufwändig.»

Saskia bestätigte: «Ich interessiere mich zwar auch für Technik, aber das hier übersteigt eindeutig meine Möglichkeiten. Aber warte mal, nach dem technischen Teil kommt im Buch noch etwas. Ich lese wieder vor:

Die ersten Versuche mit meiner magischen Kamera sind vielversprechend verlaufen. Ich habe bewusst darauf verzichtet, die Aufzeichnungen aus der Vergangenheit irgendwo anders als auf dem Chip in der Kamera selbst zu speichern.

Meine Vorsicht hat einen Grund: Beim Experimentieren mit Aufnahmen aus vergangenen Zeiten bin ich zufällig auf eine üble Geschichte gestossen. Genauer auf einen Mord, der sich in Zumikon vor etwa fünfzig Jahren ereignete, und der nie aufgeklärt oder gesühnt wurde. Dem Täter von damals droht keine Strafe mehr, denn, was viele nicht wissen, in der Schweiz verjährt auch Mord, anders als in vielen anderen Ländern, und zwar nach 30 Jahren. Und trotzdem würde eine Aufklärung dieser Geschichte manche Leute in ernsthafte Schwierigkeiten bringen. Weshalb sie ein Interesse daran haben, diese Aufklärung mit allen Mitteln zu verhindern. Wozu auch gehören könnte, mich ein für allemal auszuschalten. Noch kann ich hoffen, diese Leute wüssten noch nicht, dass ich ihnen auf der Spur bin. Und damit auf den Fersen. Um das zu verhindern, verstecke ich meine magische Kamera samt der Aufzeichnungen ab sofort an einem sicheren Ort.

«Jetzt müssten wir bloss noch wissen, wo dieser Ort ist», seufzte Manuel. «Steht da irgendwas dazu?»

Saskia blätterte weiter und sagte enttäuscht: «Nein, die rest-

lichen Seiten sind leer. Aber, warte mal, da wo ich auf der nächsten leeren Seite eben mal meinen Finger eine Weile habe liegen lassen, ist ein Fleck entstanden. Und zwar nicht vom Schmutz auf meinem Finger, sondern aus dem Papier heraus. Es wird sich doch nicht etwa um eine magische Tinte handeln?»

«Was, das kennst du auch?» Manuel musste einmal mehr darüber staunen, was seine neue Bekanntschaft trotz ihres jugendlichen Alters von gerade mal 13 so alles wusste. «Eine Tinte, die normalerweise unsichtbar bleibt und erst sichtbar wird, wenn man sie erwärmt?»

«Ja, genau daran denke ich», sagte Saskia. «Lass uns das überprüfen. Hast du ein Feuerzeug dabei?»

«Leider nein», gestand Manuel, «ich rauche nicht und wüsste auch sonst nicht, wozu ich ein solches brauchen könnte. Aber ich sause schnell in den <Aldi> hier und besorge uns eines. Du passt in der Zwischenzeit gut auf unsere Stühle und vor allem auf das kleine schwarze Buch auf.»

Kurze Zeit später kam er mit einem Feuerzeug zurück und erwärmte vorsichtig das leere Blatt. Und tatsächlich zeigten sich bald einige Zahlenreihen, von denen alle durchgestrichen waren, bis auf die letzte. Bei Manuel fiel sofort der Groschen: «Das sind geografische Koordinaten. Offenbar hat der Erfinder der magischen Kamera diese immer wieder an anderen Orten versteckt und sich die Koordinaten in seinem schwarzen Buch notiert.»

«Dann wäre die nicht durchgestrichene Zahlenreihe der Ort, an dem sich die Kamera jetzt befindet», schlussfolgerte Saskia klug. «Jetzt müssen wir diesen Ort nur noch finden.»

«Das dürfte kein Problem sein», frohlockte Manuel. «Ich habe mal ein wenig mit Geocaching experimentiert und besitze aus dieser Zeit einen hochpräzisen GPS-Empfänger. Warte, ich suche auf meinem iPhone mal kurz die Koordinaten von Zumikon, dann wissen wir, ob das gesuchte Versteck in der Nähe ist.»

Eine kurze Recherche bestätigte, dass der Ort sich tatsächlich auf dem Gemeindegebiet von Zumikon befand. Die beiden beschlossen, die Suche nach der magischen Kamera auf den nächsten Tag zu verschieben. Für heute reichte es nicht mehr, denn erstens hatte Manuel seinen GPS-Empfänger nicht dabei, zweitens würde es bald eindunkeln, und drittens mussten beide dringend nach Hause, wenn sie nicht unliebsame Konsequenzen für ihr Fernbleiben in Kauf nehmen wollten.

Beim Abschiednehmen lieferte Saskia einen neuen Beweis ihrer Altklugheit, indem sie sagte: «Dass wir das verschieben müssen, ist nicht so schlimm. Schliesslich ist morgen auch noch ein Tag.»

Manuel legte eine ihm selbst bisher unbekannte romantische Ader an den Tag, als er sagte: «Ja, und die Verschiebung gibt mir erst noch die Gelegenheit, dich bald wieder zu sehen. Ich freue mich darauf.»

Gut versteckt

Die reichlich späte Heimkehr vom gemeinsamen Abenteuer hatte für die beiden keine nachteiligen Folgen. Manuels Eltern waren noch gar nicht zuhause und hatten deshalb nichts gemerkt, und Miriam Graf hatte noch vor Saskias Heimkehr ihre Schwester angerufen und berichtet, was geschehen war. Dabei hatte sie gebeten, Saskia mit der nötigen Schonung zu behandeln, und die wurde ihr trotz der Verspätung seitens ihrer Mutter zuteil.

Am frühen Abend schaute die Polizistin kurz persönlich bei ihrer Schwester vorbei, um sich zu erkundigen, wie es ihrer Nichte ginge. Diese schien den Schrecken des Leichenfundes gut verdaut zu haben und war schon wieder voller neugieriger Fragen zum Stand der Ermittlungen im Mordfall Meier. Miriam Graf wand sich und verwies darauf, als simple Gemeindepolizistin sei sie nur am Rande in die Ermittlungen der Kriminalpolizei eingebunden, und wie man jedem Krimi entnehmen könne, dürfte die Polizei unbeteiligten Dritten gegenüber ohnehin nie Auskunft über den Ermittlungsstand geben.

Schliesslich liess sie sich vom Drängen ihrer Lieblingsnichte erweichen. Auch wenn ihr Saskias Neugier manchmal auf den Wecker ging, schätzte sie deren Wissbegier und Hartnäckigkeit doch sehr. Und Saskias Hinweis, als Mitfinderin des Mordopfers sei sie ja nicht völlig unbeteiligt, war auch nicht ganz von der Hand zu weisen.

Viel zu berichten hatte Polizistin Graf Miriam allerdings nicht. Die Kriminaltechnik hatte herausgefunden, dass Max Meier mit einer Pistole erschossen worden war. Aus ziemlich kurzer Entfernung, mit einem weit verbreiteten Kaliber, ungefähr zwei Stunden bevor Saskia und Manuel die Leiche gefunden hatten. Zeugen gab es nicht, ebenso wenig eine Überwachungskamera.

Keine Ahnung hatte die Polizei bisher von einem Motiv. Max Meier hatte tatsächlich ziemlich zurückgezogen allein gelebt und hatte keine näheren Verwandten. Für ein Beziehungsdelikt gab es somit keinen Anhaltspunkt. Ebenso wenig für einen beruflichen Konflikt. Das Mordopfer hatte sich schon vor einiger Zeit frühpensionieren lassen und lebte mit einer ordentlichen Rente und einigen Ersparnissen komfortabel, aber keineswegs üppig, in einer Wohnung, zu der im Keller eine Werkstatt gehörte. Reichtümer waren bei Max Meier keine zu holen, und

Raubmord konnte ohnehin ausgeschlossen werden, befand sich doch in seinem Portemonnaie eine unangetastete grössere Menge Bargeld.

Saskia überlegte einen Moment lang, ob sie ihrer Tante, die sie sehr mochte, vom Fund des kleinen schwarzen Buchs erzählen sollte. Immerhin gab es darin einen, wenn auch nur vagen, Hinweis auf ein mögliches Mordmotiv. Aus drei Gründen entschied sie sich dagegen. Erstens wäre sie, wenn sie jetzt damit rusrückte, wegen Unterschlagung eines möglicherweise wichtigen Beweisstücks in Schwierigkeiten gekommen. Zweitens hatte sie das herablassende, ja arrogante Verhalten der Kriminalpolizei gegenüber den beiden Jugendlichen nicht vergessen und sah keinen Grund, diese Leute zu unterstützen. Und drittens erschien die Aussicht, selbst ein Kapitalverbrechen aufzuklären, einfach zu verlockend. Dass sie dies zusammen mit ihrer neuen Bekanntschaft Manuel tun würde, erhöhte ihre Vorfreude nicht unbeträchtlich.

Auch Manuel schien sich über das Wiedersehen zu freuen, als er am nächsten Nachmittag Saskia mit dem in Corona-Zeiten populär gewordenen Ellbogenkuss begrüßte. Sie hatten sich wieder am Dorfplatz verabredet, weil sie am Vortag noch nicht wissen konnten, wo sie die Suche nach der magischen Kamera starten sollten. Saskia berichtete zunächst über das, was sie von ihrer Tante erfahren hatte, und auch davon, dass sie das Geheimnis des kleinen schwarzen Buches für sich behalten hatte. Manuel fand sowohl diese Entscheidung als auch die von Saskia vorgetragene Begründung dafür gut und richtig.

Auch er war am Vorabend nicht untätig geblieben. Er hatte sich die im Büchlein nach der Erwärmung der Geheimtinte sichtbar gewordenen und nicht durchgestrichenen Koordinaten gemerkt und im Internet herausgefunden, für welchen Ort sie ungefähr standen: «Kann gut sein, dass wir gestern daran vorbei gegangen sind. Der Ort muss nämlich irgendwo im unteren Teil des Friedhofs liegen. Mit dem GPS-Gerät, das ich mitgebracht habe, sollten wir den genauen Ort finden.»

«Und wie genau?», wollte Saskia wissen. «Doch sicher nicht auf den Zentimeter, oder?»

«Nein», antwortete Manuel, «sonst würde Geocaching auch keinen Spass machen. Ein bisschen suchen muss man schon noch. Sagen wir mal im Umkreis von ein paar Metern. Also, auf geht's!»

«Ich hoffe doch sehr, dass unser Herr Meier seine Kamera nicht auf einem Grab versteckt hat», sagte Saskia, als sie den Friedhof betraten. «Das wäre dann doch etwas makaber.»

«Ich glaube, ich kann dich beruhigen», meinte Manuel tröstend. «Nach meinen Informationen müsste die gesuchte Stelle ganz unten am Hang sein, also dort, wo es keine Gräber gibt. Siehst du die Gebüsch-Hecke, die den Friedhof von der Forch-Strasse abschirmt? Ich glaube, da müssen wir hin.»

Sie schritten auf den vorgesehenen Wegen den Grabfeldern entlang und betraten am unteren Friedhofsende eine offene Wiese. Beide wurden ganz automatisch angezogen von einer Metallskulptur, die an einem hölzernen Pfahl befestigt war.



«Kannst du mir sagen, was das bedeuten soll?», fragte ein verunsichert wirkender Manuel.

«Nicht wirklich, mir fällt diese Skulptur auch das erste Mal auf», antwortete Saskia. «Ich sehe eine Art Vogel mit einem Gefäß in den Krallen, einem Kelch oder so.»

«Ein bisschen unheimlich wirkt das Ding auf mich jedenfalls», fand Manuel.

Saskia war mittlerweile magisch angezogen worden von den Buchstaben auf einem Schild in der Nähe der Skulptur. «Aha»,

vermeldete sie, «das Ding heisst ‹Leidenskelch/Engel›, ist aus Kupferblech getrieben und wurde 1969 von einem Bildhauer namens Ernesto Hebeisen aus Wallisellen geschaffen.»

«Wie auch immer», kommentierte Manuel, «aber ziemlich genau hier muss die Kamera versteckt sein, wenn die Koordinaten aus dem schwarzen Buch stimmen. Mein GPS-Gerät piepst ziemlich laut. Wo würdest du denn hier etwas verstecken?»

Saskia meinte, wohl am ehesten im Gebüsch, doch trotz intensiver Suche fand sich dort nichts. Nachdenklich betrachtete sie noch einmal die Skulptur, die für sie zu weit oben befestigt war, unerreichbar, auch wenn sie sich streckte und reckte. Manuel ahnte, was in ihr vorging. Dank seines in den letzten Monaten erlebten und teilweise auch erlittenen Wachstumsschubs gelang es ihm beinahe, seine tastenden Finger in den Kelch zu stecken, den der vermeintliche Vogel in den Krallen hielt. Aber eben nur beinahe. Suchend blickte er sich um und entdeckte eine Holzkiste, in der wohl frischer Strauchschmuck zu einem Grab getragen worden war. Er holte die Kiste nahe an die Skulptur, stellte sich auf sie – und hatte diesmal Erfolg.

Triumphierend zog er etwas heraus, was gut eine kompakte Videokamera sein konnte. Galant überliess er Saskia das Objekt und die Verantwortung für den Fund: «Ich habe gesehen, wie du geahnt hast, dass die Kamera im Kelch versteckt sein könnte. Und deine Ahnung hatte Recht. Gratuliere!»

Saskia errötete. Es geschah ihr nicht oft, dass sie wegen ihrer Eigenschaften, zu denen neben Neugier auch gehörte, dass sie oft richtige Ahnungen hatte, gelobt wurde. Im Gegenteil: Von anderen Jugendlichen wurde sie deswegen oft gehänselt, auch wenn ihr schlimmeres Mobbing bisher erspart geblieben war. Jedenfalls tat es gut, von einem anderen Jugendlichen ganz offensichtlich nicht nur akzeptiert, sondern sogar gemocht zu werden.

Bei Erwachsenen sah es manchmal anders aus. Erst kürzlich hatte die neue Lehrerin, die sich um Begabungen und um Begabte kümmern sollte, Saskia ein ausgesprochenes intuitives technisches Verständnis attestiert. Demnach hatte sie ein Gespür dafür, wie technische Geräte funktionieren, und zwar ohne diese streng logisch wirklich zu verstehen.

Dieses Gespür nutzte sie auch jetzt, als sie die kleine Kamera in den Händen hielt. Flink fummelten ihre Finger an dem Gerät herum. Manuel betrachtete ihr Tun und fragte ratlos: «Was tust

du da? Willst du die magische Kamera etwa gleich auf eine Zeitreise schicken?»

«Nein, natürlich nicht», meinte Saskia, entrüstet ob so viel Unverständnis. «Dafür wissen wir doch noch viel zu wenig, wie das Ding funktioniert. Nein, ich will schauen, ob darauf tatsächlich, wie im schwarzen Buch versprochen, Aufzeichnungen zu finden sind. Die könnten wir uns doch schon mal anschauen.»

Das erwies sich jedoch schwieriger als gedacht. Wohl gelang es Saskia tatsächlich, eine Aufnahme auf den kleinen Bildschirm der Kamera zu zaubern, doch dieser war so winzig, dass es unmöglich war, darauf mehr zu erkennen als zwei Personen, die sich unterhielten. Und auch der dazu gehörende Ton schepperte dermassen, dass man nichts verstand und höchstens ahnen konnte, dass die beiden einen Streit ausfochten.

«Mist!», knurrte Manuel. «Wir müssen die Daten auf einen grösseren Computer übertragen, wo wir mehr sehen und den Ton bearbeiten können. Zu Hause bin ich entsprechend ausgerüstet. Kommst du mit?»

«Geht leider nicht», seufzte Saskia echt enttäuscht. «Ich habe meiner Mutter hoch und heilig versprochen, heute nicht so spät nach Hause zu kommen, und wenn ich das nicht einhalte, bekomme ich richtigen Ärger.»

«Verstehe ich doch», tröstete Manuel. «Macht aber auch nichts. Ich kann ja mal mit dem Material herumspielen, und wenn ich etwas Interessantes finde, rufe ich dich einfach an. Wir treffen uns auf jeden Fall morgen wieder, und dann ist schon Wochenende. Schau doch bitte, dass wir da mehr Zeit miteinander verbringen können. Ich glaube, wir haben viel zu besprechen und auszuprobieren.»

Saskia versprach es und machte sich auf den Heimweg. Eine Stunde später rief Manuel auf ihrem Handy an und berichtete aufgeregt: «Ich habe es geschafft. Man sieht nun ganz deutlich, wie ein älterer Mann einem jüngeren droht. Seine Körpersprache ist unmissverständlich. Der jüngere weiss sich aber auch wehren.»

«Und was ist mit dem Ton?», fragte Saskia ungeduldig.

«Der ist jetzt auch zu verstehen», antwortete Manuel. «Aber ich habe eines nicht bedacht: Die beiden reden Schweizerdeutsch, und das verstehe ich einfach nicht. Oder jedenfalls nur in Ansätzen. Ich glaube, es geht um eine Frau, die der jüngere Mann in Ruhe lassen soll. Sonst geschehe ihm etwas. Da brauche ich deine Hilfe.»

«Schick mir die Aufnahme doch einfach rüber», sagte Saskia.

«Nein, das will ich nicht. Bleib du heute Abend mal schön im Kreise deiner Familie und mach deine Schulaufgaben. Ich werde es ebenso halten. Unser Rätsel hat Zeit bis morgen. Es läuft uns ganz sicher nicht davon.»

«Wie meinst du das?»

«Nun, wenn die Datumszeile auf der Filmaufnahme stimmt, stammt diese aus dem Jahr 1970...»

Lösungsansatz

Saskia war ganz froh gewesen, sich nicht länger mit ihrem Fall beschäftigen zu müssen. Die aufregenden Ereignisse der letzten Tage hatten sie müde gemacht. Und ein wenig Ablenkung tat gut, weshalb sie das Angebot ihres jüngeren Bruders, mit ihm ein Spiel zu spielen, dankend annahm.

Sie wusste, dass sie sich in ein Problem oder Rätsel grenzenlos verbeissen konnte, wenn es spannend genug war. Aber sie ahnte auch die Gefahren einer solchen Haltung. So werden wie die von ihr bewunderte Greta Thunberg wollte sie denn doch nicht. Natürlich hatte diese viel erreicht, aber sie sah auf vielen Bildern auch so traurig aus, dass Saskia mit ihr Mitleid hatte. Um dieses Schicksal zu vermeiden, entschied sie instinktiv, sich nicht auf eine einzige Sache zu konzentrieren, und sei diese auch noch so spannend, wie die mit der Leiche und der magischen Kamera.

Tante Miriam hatte versprochen, sich zu melden, wenn es im Mordfall Max Meier neue Erkenntnisse gebe. Da sie das nicht getan hatte, schloss Saskia, die Polizei stünde noch immer vor einem Rätsel. Was ihr, Saskia, und Manuel Zeit und Raum gab, die Sache ebenfalls in Ruhe anzugehen.

Dazu würde sich nach dem gottseidank frühen Schulschluss vom Freitag ausreichend Gelegenheit ergeben. Sie erwähnte zu Hause ein Treffen mit einer Freundin, das länger dauern könne, und versprach ihre Heimkehr bei Einbruch der Dunkelheit. Manuel hatte angekündigt, er würde nicht nur die magische Kamera, sondern auch einen Top-Laptop mitbringen. Er hatte auch gestanden, dass er nicht in der Lage gewesen sei, der Kamera weitere Aufnahmen zu entlocken, obwohl solche zweifellos gespeichert seien. Offenbar sei er dazu zu blöd und brauche deshalb wieder das intuitive technische Verständnis von Saskia. Es gab also noch einiges zu entdecken.

Als Saskia zum Schluss des Telefongesprächs von gestern Nachmittag gefragt hatte, wo man sich heute treffen wolle, und ob man der Einfachheit halber nicht wieder den Springbrunnen am Dorfplatz als Treffpunkt wählen wolle, hatte Manuel zu ihrer Verblüffung gesagt: «Brunnen ist gut. Aber lass uns einen anderen wählen. Wir sind doch gestern auf dem Weg vom Dorfplatz zur Kirche an einem Brunnen vorbeigekommen, der zwar ziemlich alt aussah, aber die Jahreszahl 1982 trug. Mir hat diese Ecke

gefallen, sie vermittelt noch so einen Eindruck von klassischer dörflicher Idylle. Weisst du, welchen Brunnen ich meine?»

«Nah hör mal», gab sich Saskia entrüstet, «du bist nicht der Einzige, der so etwas wie ein fotografisches Gedächtnis hat. Ich erinnere mich genau an die Jahreszahl und an die Blumen auf dem Sockel mit der Brunnenröhre. Ich glaube, es sind Geranien.»

«Stimmt», bestätigte Manuel. «Also dann, treffen wir uns dort. Ich freue mich darauf.»



Saskia war zuerst am Treffpunkt. Während sie auf Manuel wartete, stellte sie fest, dass dieser mit der Wahl dieses Ortes bereits zum zweiten Mal so etwas wie eine romantische Neigung gezeigt hatte. Ob er solche Gefühle wohl auch ihr gegenüber hegte? Und wie stand es eigentlich umgekehrt, mit ihren Gefühlen für ihn? Ehe sie dieser Frage nachgehen konnte, erschien auch schon Manuel, und sie beschloss, diesen Punkt vorläufig zu vertagen.

Weil beide zu neugierig auf den Dialog aus der Vergangenheit waren, um einen bequemeren Platz zu suchen, setzten sie sich einfach auf den Brunnenrand. Manuel öffnete den Laptop und startete die Aufnahme. Saskia übersetzte den Dialog für ihn vom Schweizerdeutschen ins Hochdeutsche.

Es war nur eine kurze Szene, doch die Botschaft des älteren, sehr elegant gekleideten Mannes an den jüngeren, dessen Erscheinungsbild wesentlich weniger vornehm war, war eindeutig: «Du glaubst ernsthaft, dass du meine Tochter heiraten kannst? Du, ein hergelaufener Tsching aus Süditalien, willst die Tochter einer der angesehensten Familien von Zürich? Das ist einfach eine lächerliche Vorstellung!»

In gutem Schweizerdeutsch, wenn auch mit hörbarem italienischem Akzent, gab der jüngere Mann zurück: «Aber wir lieben uns doch, und nur darauf kommt es an.»

«Papperlapapp», gab der Alte zurück. «Dieses romantische Gefasel von Liebe hilft doch niemandem. Wie willst du denn als Bauarbeiter eine Familie ernähren?»

«Ich bin immerhin schon Vorarbeiter und werde sicher noch die Meisterschule machen», stammelte der junge Mann.

«Wie schön für dich», höhnte der alte Mann, «aber du glaubst doch nicht ernsthaft, damit könntest du die Ansprüche einer höheren Tochter erfüllen? Schlag dir diese Idee einfach aus dem Kopf, daraus wird nie etwas.»

Noch einmal raffte sich der junge Mann auf und sagte entschlossen: «Dann werden wir eben ohne Ihren Segen heiraten. Daran können Sie mich nicht hindern.»

«Und ob ich das kann, junger Mann. Wenn Sie auf Ihrem unheilvollen Weg weiterfahren, werden Sie schon sehen, welchen Schaden Sie davontragen. Und ich rede von sehr, sehr ernsthaften Schäden. Also, gehen Sie jetzt, und wagen Sie es nie mehr, unter meine Augen zu treten.» Um seine Worte zu unterstreichen, schüttelte der Alte drohend seine Faust. Damit endete die Aufnahme.

Deutlich war die ganze Zeit die Einblendung 07.03.1970 zu sehen. Nachdem die beiden einen Moment gebraucht hatten, um die Eindrücke zu verdauen, sagte Saskia: «Jetzt müssten wir nur noch wissen, wo diese Aufnahme entstand.»

«Ich glaube, das weiss ich», frohlockte Manuel. «Meine Schule, die ICS, liegt doch ganz in der Nähe des Golfplatzes. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass das Gebäude, das man auf der Aufnahme im Hintergrund sieht, das Clubhaus vom Golfclub ist. Das ist so vornehm, wie übrigens der ganze Golfclub, dass man es kaum mit einem anderen Gebäude verwechseln kann.»

«Das ergibt Sinn», fand Saskia. «Der vornehme ältere Herr, der da seinen potenziellen Schwiegersohn abwimmelt, würde

doch bestens zum Golfclub passen. Aber was machen wir jetzt mit diesen Informationen?»

Manuel dachte einen Moment lang nach und meinte dann: «Erinnerst du dich daran, dass dieser Meier in seinem kleinen schwarzen Buch davon geschrieben hat, er sei mit seiner Zeitreise-Kamera einer üblen Geschichte aus der Vergangenheit auf die Spur gekommen? Hast du das Buch dabei? Und wie lautete noch einmal der genaue Wortlaut dieser Passage?»

Saskia brauchte nicht lange, um die fragliche Stelle zu finden und vorzulesen:

Beim Experimentieren mit Aufnahmen aus vergangenen Zeiten bin ich zufällig auf eine üble Geschichte gestossen. Genauer auf einen Mord, der sich in Zumikon vor etwa fünfzig Jahren ereignete, und der nie aufgeklärt oder gesühnt wurde. Dem Täter von damals droht keine Strafe mehr, denn, was viele nicht wissen, in der Schweiz verjährt auch Mord, anders als in vielen anderen Ländern, und zwar nach 30 Jahren. Und trotzdem würde eine Aufklärung dieser Geschichte manche Leute in ernsthafte Schwierigkeiten bringen. Weshalb sie ein Interesse daran haben, diese Aufklärung mit allen Mitteln zu verhindern. Wozu auch gehören könnte, mich ein für allemal auszuschalten.

«Puh, das klingt ja richtig bedrohlich», konstatierte Saskia nach ihrem Vorlesen. «Du meinst also, dieser ältere Herr hätte dem Tschinggen, der sein Schwiegersohn werden wollte – ‹Tschingg› ist übrigens ein damals üblicher, aber sehr abwertender Begriff für Italiener – also er hätte diesen Italiener umbringen lassen, weil der nicht von seiner Tochter lassen wollte?»

«Zutrauen würde ich es ihm, so wie der auftritt», fand Manuel.

«Aber der muss doch schon längst tot sein, wenn er schon vor 50 Jahren ein älterer Herr war», wandte Saskia ein.

«Das stimmt natürlich», musste Manuel zugeben. «Aber vielleicht haben ja Nachkommen von ihm ein starkes Interesse daran, dass die finstere Tat von damals im Dunkeln bleibt. Ich weiss zwar nicht warum, aber irgendwie habe ich das starke Gefühl, der Mord an diesem Meier hätte etwas mit einer Geschichte zu tun, die ein halbes Jahrhundert her ist.»

«Ich dachte, intuitive Ahnungen seien mein Gebiet», schmunzelte Saskia. «Aber meine deckt sich in diesem Fall mit deiner. Umso mehr, als sonst weit und breit kein Motiv für die Ermor-

dung von Max Meier in Sicht ist. Mein kriminalistischer Sachverstand sagt mir, dass wir dieses Motiv in der Vergangenheit suchen müssen, wenn es in der Gegenwart keines gibt.»

«Das klingt nach einem vernünftigen Lösungsansatz», befand Manuel. «Aber zuerst müssen wir mehr wissen. Schaffst du es denn, weitere Aufnahmen aus jener Zeit aus dem Speicher der Kamera zu locken und sie auf meinen Laptop zu transferieren?»

Saskia fummelte ein Weilchen an der magischen Kamera herum und schaffte es.

Nächster Hinweis

Die beiden Männer auf der nächsten Aufnahme waren dieselben wie auf der ersten. Allerdings verwies die Körpersprache der beiden darauf, dass sich mittlerweile die Machtverhältnisse geändert haben mussten. Der jüngere Mann wirkte nicht unterwürfig wie in der ersten Aufnahme, sondern trat hochaufgerichtet, ja geradezu dominant auf.

Wieder musste Saskia übersetzen, was gesagt wurde, wobei diesmal eigentlich fast nur der Jüngere sprach: «Jetzt habe ich Sie in der Hand. Ich weiss jetzt, dass Sie krumme Landgeschäfte gemacht haben. Erst haben Sie günstig scheinbar wertlose Grundstücke zusammengekauft, und dann haben Sie einen korrupten Gemeindepolitiker so geschmiert, dass daraus wertvollstes Bauland wurde. Wenn das rauskommt, sind Sie wirtschaftlich und gesellschaftlich erledigt!»

«Warum sollte das rauskommen?», wand sich der Ältere.

«Weil ich es öffentlich machen werde, wenn Sie mir nicht die Hand Ihrer Tochter geben und eine ordentliche Mitgift dazu.»

«Du hast doch gar keine Beweise, schon weil es nichts zu beweisen gibt.»

«Oh doch, die habe ich! Natürlich nicht hier, sie sind gut versteckt, aber wenn Sie nicht auf meine Bedingungen eingehen, sind sie schnell veröffentlicht.»

Der ältere Mann wirkte echt besorgt. Doch dann schlich sich ein diabolisches Lächeln auf sein Gesicht.

Schon war die kurze Sequenz zu Ende. Die Datumszeile besagte, dass sie ein paar Wochen nach der ersten aufgenommen worden sein musste, also im April 1970. Manuel sagte: «Ich gehe noch einmal an den Anfang. Wir sollten diesmal den Hintergrund beachten. Es kann sicher nichts schaden zu wissen, wo dieses Gespräch stattgefunden hat.»

Eine Weile lang sagten beide nichts und schauten nur. Dann hatte Manuel die Eingebung: «Das ist doch dein Schulhaus! Ich erkenne das vermutlich besser als du, weil es für dich gewohnte Normalität ist, während ich es erst einmal gesehen habe. Aber warum sind da im Hintergrund so viele Erwachsene? Warte, da gibt es eine Beschriftung auf einem Band. Ich zoom mal näher ran. Richtig, da steht es doch: «Eröffnung Schulhaus Juch».»

«Ja, klar», staunte Saskia. «Das Schulhaus Juch wurde im Ap-

ril 1970 eingeweiht und eröffnet. Damals begann das Schuljahr nämlich noch im Frühling.»

«Woher weisst du das so genau, ist doch fünfzig Jahre her?», wunderte sich Manuel.

«Ich habe dir doch erzählt, dass ein grosses Jubiläumsfest geplant war. Dafür hatten in jeder Klasse die Vorbereitungen schon begonnen. Und dabei habe ich diese Details erfahren und sie mir natürlich gemerkt. Ich kann gar nicht anders.»

«Ist doch super», fand Manuel, und Saskia genoss erneut das Gefühl, sich nicht wie so oft dafür rechtfertigen zu müssen, dass sie war, wie sie war. Manuel fuhr fort: «Jedenfalls wissen wir jetzt, dass dieses Gespräch anlässlich der Einweihung des neuen Schulhauses Juch im April 1970 stattgefunden hat. Aber was bringt uns jetzt diese Erkenntnis?»

«Noch gar nichts», musste Saskia zugeben. «Aber immerhin haben wir gesehen, dass der Alte noch mehr Grund hatte, den Jungen zu hassen, als wir bisher vermuteten. Nicht nur wollte dieser eine in seinen Augen ganz und gar nicht standesgemässe Verbindung mit seiner Tochter, nein, er hat ihn offenbar auch bedroht und erpresst. Womit der Junge die ganze Existenz des Alten bedroht hat.»

«Und du meinst wirklich, der Alte habe den Jungen deswegen ermordet?», fragte Manuel, noch nicht ganz überzeugt.

«Ob er das eigenhändig getan hat, weiss ich nicht», meinte Saskia. «So, wie er aussieht, eher nicht. Aber er hätte vermutlich die Mittel gehabt, jemanden mit der Schmutzarbeit zu beauftragen.»

«Stimmt, das wäre möglich gewesen», gab Manuel zu. «Aber bisher sind das nur Spekulationen. Wir wissen ja nicht einmal, ob damals wirklich ein Mord stattgefunden hat. Oder hast du etwas in dieser Richtung gehört?»

«Nein», gestand Saskia, «und das ist tatsächlich auffällig. Immerhin habe ich von meinen Eltern erfahren, ein unaufgeklärtes Verbrechen in einer Nachbargemeinde von vor Jahrzehnten gebe in Zumikon bis heute zu reden. Da würde man sich an einen Mord in Zumikon selbst sicher erinnern. Das heisst aber noch nicht viel. Schliesslich schreibt Max Meier im schwarzen Buch von einem nie aufgeklärten oder gar gesühnten Verbrechen. Das könnte doch bedeuten, dass nie jemand davon erfahren hat, obwohl es tatsächlich passiert ist.»

«Ja, das könnte es bedeuten», meinte Manuel. «Aber bisher

haben wir keine Fakten. Ausser diesen beiden Aufnahmen aus dem Jahr 1970.»

«Und den toten Max Meier», fügte Saskia hinzu. «Er hat offenbar diese Aufnahmen gemacht, und dafür musste er sterben, wie wir gestern vermutet haben. Ja, ich weiss, wir haben keine Ahnung, wie das zusammenhängen könnte. Aber ich möchte es herausfinden. Und zwar zusammen mit dir.»

Manuel wunderte sich über Saskias klare Ansage. Bisher hatte er so etwas bei Schweizerinnen und Schweizern nicht kennengelernt, die neigten in aller Regel zu vorsichtigeren und vageren Aussagen. Das war doch, dachte er bei sich selbst, schon mal ein guter Anfang für eine erfolgreiche Zusammenarbeit. Laut sagte er: «Und wieso gerade mit mir?»

«Weil wir in vielem ähnlich ticken», lautete Saskias Antwort. «Wir wollen beide möglichst viel wissen, sind neugierig und offen, und ja, das würde ich so sagen, wahrheitssuchend und wahrheitsliebend. Das sind doch beste Voraussetzungen für zwei private Ermittler.»

«Schon», wand sich Manuel noch, «aber wir könnten die Ermittlungen ja einfach auch der Polizei überlassen.»

«Die werden doch nichts herausfinden», entrüstete sich Saskia, «jedenfalls nach dem, was ich von meiner Tante Miriam gehört habe. Und wenn wir denen etwas von einer magischen Kamera erzählen, die Bild- und Tonaufnahmen in der Vergangenheit machen kann, schicken sie uns doch beide gleich in die Klapsmühle. Nein, die Kamera und das schwarze Buch sind nun mal uns in die Hände gefallen, und das verpflichtet.»

«Wozu genau?» Manuel erschien noch immer skeptisch.

«Dazu, den Mord an Max Meier aufzuklären. Und herauszufinden, was damals vor fünfzig Jahren geschehen ist. Und natürlich, wie die Vergangenheit mit der Gegenwart zusammenhängt.»

«Na gut», gab sich Manuel geschlagen, «dann versuchen wir es wenigstens. Allein hätte ich das nie gemacht, aber zusammen mit dir kann ich es mir vorstellen. Wir haben tatsächlich erstaunlich viele Gemeinsamkeiten, und die sollten wir nutzen. Ich glaube sogar, dass wir bei diesen Aufklärungsarbeiten auch Spass haben könnten.»

Saskia nahm diese Aussage als Kompliment und freute sich darüber, sagte aber in eher rauem Ton: «Na also, sag ich's doch. Dann lass uns gleich anfangen. Sag mal, hast du eigentlich auf den Aufnahmen auch das andere Datum gefunden?»

«Welches andere Datum? Das von der Aufnahme haben wir doch.»

«Schon klar, aber ich meine das Datum in der Gegenwart.»

«Hä?», wunderte sich Manuel.

«Na, wann die Kamera in der Gegenwart für die Aufnahme in die Vergangenheit geschickt wurde.»

«Nein. Warum interessiert dich das?»

«Nur so ein Gefühl, das könnte wichtig sein. Aber ich weiss auch nicht, wie wir dazu kommen könnten.» Saskia wirkte ratlos.

«Mein Gefühl sagt mir», meinte Manuel entschieden, «dass wir noch einmal vertieft in das kleine schwarze Buch gucken sollten. Den ganzen technischen Bereich haben wir dort bisher überschlagen. Vielleicht finden wir ja dort einen Hinweis.»

Tatsächlich wurde beim aufmerksamen Studium des technischen Teils des kleinen schwarzen Buchs klar, dass Max Meier gewollt hatte, seine Erfindung würde ihn im Notfall überleben. Etwas versteckt, aber durchaus deutlich fand sich eine Anleitung dazu, wie das Gegenwarts-Datum einer Aufnahme abgelesen werden konnte. Das Ergebnis war klar und überraschend zugleich: Max Meier hatte diese Aufnahme von der Eröffnung des Schulhauses Juch am Tag vor seinem Tod gemacht.

«Das heisst», konstatierte Manuel, «dass unser Mordopfer mehrfach beim Schulhaus Juch war. Aber was war ihm da so wichtig?»

Saskia hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Sie studierte noch immer im schwarzen Buch. Plötzlich sah sie auf und sagte: «Was ihm da so wichtig war, wissen wir noch nicht. Aber es muss etwas mit dem Ort, also mit dem Schulhaus, zu tun haben. Das lässt sich aus der Funktionsweise der magischen Kamera ableiten.»

«Wie meinst du das?», wollte Manuel wissen.

«Hast du dich noch nie gefragt, wie man die Kamera auf ihren Zeitreisen steuert?», antwortete Saskia mit einer Gegenfrage.

«Na ja, ich denke, so ähnlich, wie man eine Drohne steuert», meinte Manuel.

Saskias Stimme klang leicht ungeduldig: «Schon, aber eine Drohne bewegt man im Raum. Die magische Kamera aber muss in der Zeit bewegt werden. Oder glaubst du, man könne sie sowohl in der Zeit als auch im Raum steuern?»

«Das wäre tatsächlich eine Wunderleistung», musste Manuel zugeben. «In einem ersten Schritt hat der Erfinder sicher zuerst die Navigation in der Zeit gestaltet.»

«Genau so sehe ich das auch», fand Saskia. «Das heisst aber, der Ort muss stabil bleiben. Die Kamera wird zwar einen anderen Zeitpunkt erreichen, aber keinen anderen Ort. Sie muss bei der Aufnahme genau da platziert sein, wo die Aufnahme in der Vergangenheit stattfinden soll.»

Bewundernd sah Manuel Saskia an und meinte: «Deine logischen Fähigkeiten gefallen mir wirklich.»

Saskia errötete leicht und meinte dann etwas schnoddrig: «Sag jetzt ja nicht, für ein Mädchen seien sie aussergewöhnlich. Ich hoffe doch sehr, dass wir über solche Klischeebilder hinweg sind.»

Manuel fühlte sich ertappt, hatte er doch tatsächlich etwas Ähnliches sagen wollen. So nahm er dankbar den Faden auf und meinte: «Natürlich sind wir das. Ich freue mich einfach darüber, dass wir gemeinsam mit Logik und Sachverstand an die Lösung unseres Falles gehen können. Konkret sagt uns unsere Erkenntnis, dass das Schulhaus Juch bei dem uralten Kriminalfall, dem Max Meier auf der Spur war, eine wichtige Rolle gespielt haben muss. Aber welche?»

«Das kann ich dir leider auch nicht sagen», bedauerte Saskia. «Es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als uns an das zu halten, was wir schon wissen. Und dazu gehört, dass bei dieser zweiten Aufnahme der junge Mann dem älteren üble Spekulationsgeschäfte vorgeworfen hat.»

«Wäre das denn ein realistisches Szenario?», wollte Manuel wissen.

«Ach, weisst du, am liebsten würde ich jetzt sagen, dass ich das als kleines Mädchen nicht beurteilen kann. Irgendwie stimmt das ja auch, in den Details kenne ich mich nicht aus. Aber ich habe von meinen Eltern und in der Schule doch einiges über die Geschichte von Zumikon gelernt, und dieses Wissen ermöglicht zumindest eine grundsätzliche Antwort auf deine Frage.»

«Jetzt bin ich aber gespannt.»

«Zunächst mal ist die Geschichte von Zumikon einfacher zu überblicken als die vieler anderer Gemeinden. In seiner heutigen Form gibt es Zumikon nämlich erst seit 1803, also rund zweihundert Jahren. Dann war Zumikon, wie es in einer Dorfchronik heisst, bis weit in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts ein Bauerndorf par excellence. Wenn du es etwas drastischer formuliert haben willst, war Zumikon ein Bauernkaff. 1950 lebten gerade etwa 1000 Menschen hier. Zehn Jahre später waren

es dann allerdings schon fast doppelt so viele. 1970 waren es rund 3000, und 1980 gegen 4500.»

«Beeindruckend, wie du dir diese Zahlen merken kannst», fand Manuel. «Wieviele sind es denn heute?»

«Knapp fünfeinhalb tausend. Zu deiner Bemerkung: Ja, ich merke mir gerne Zahlen, sie sind für mich ein Teil der Realität. Diese Zahlen zum Beispiel zeigen eindeutig das enorme Bevölkerungswachstum von Zumikon zwischen 1950 und 1980. Wegen der günstigen Lage, sozusagen direkt neben der Stadt Zürich, und wegen der gut ausgebauten Verkehrsverbindungen dorthin auf Schiene und Strasse, wählten immer mehr Menschen Zumikon zu ihrem Wohnort. All diese Menschen mussten aber auch irgendwo wohnen. Das wiederum führte zu einer enormen Bautätigkeit. Wobei gerade in den Fünfzigerjahren vor allem grosse Häuser auf grossen Grundstücken gebaut wurden. In jener Zeit, hat mir mein Grossvater erzählt, hiess es, in Zumikon gäbe es mehr Swimmingpools als in Beverly Hills.»

«Und Häuser brauchen Land», ergänzte Manuel. «Aus Wiesen und Äckern wird plötzlich wertvolles Bauland. Da kann man sich schon vorstellen, dass sich der eine oder andere gewitztere Landbesitzer auf Kosten von weniger hellen eine goldene Nase verdient hat. Mit Skrupellosigkeit, aber vielleicht auch mit echt kriminellen Methoden.»

«Das sehe ich auch so», fand Saskia. «Es kommt noch dazu, dass es in dieser Zeit des Booms am Anfang nicht mal ein wirklich geordnetes Baurecht gab. Jeder Landbesitzer konnte bauen, was er wollte, und wo er wollte. Klar ausgeschiedene Bauzonen, wie wir sie heute kennen, wurden erst nach und nach eingeführt. Dass dabei manchmal auch gemauschelt wurde, kann ich mir gut vorstellen. Und wenn da jemand jemanden übers Ohr gehauen und dann zur richtigen Zeit die richtige Person geschmiert hat, konnte er damit sicher ganz schön reich werden.»

«Gut», fasste Manuel zusammen, «grundsätzlich könnte der Vorwurf, den der junge Mann dem alten auf der Aufnahme macht, also durchaus stimmen. Aber was haben wir von dieser Erkenntnis?»

«Leider tatsächlich wenig», musste Saskia zugeben. «Um hinter Mauseheien von damals ein Mordmotiv zu erkennen, müssten wir viel mehr Details kennen. Zum Beispiel alle Grundstücksgeschäfte, die 1970 oder kurz davor abgeschlossen wurden. Vielleicht sind die ja im Gemeindearchiv noch dokumentiert?»

«Und da sollen wir uns durchwühlen?», meinte Manuel ent-rüstet. «Durch meterhohe staubige Aktenberge? Ne, das ist nichts für mich.»

«Für mich ja auch nicht», musste Saskia zugeben. «Zudem würden die uns als Minderjährige schon gar nicht ins Gemein-dearchiv lassen.»

«Und trotzdem sagst du zu Recht, wir bräuchten mehr De-tails», sagte Manuel nachdenklich. «Aber wie kommen wir dazu?»

Manchmal, wenn etwas sie völlig in den Bann zog, vergass Saskia die ihr sonst sehr wohl geläufigen elementaren Regeln der Höflichkeit. So auch jetzt. Statt zu antworten vertiefte sie sich erneut in das kleine schwarze Buch. Nach einiger Zeit hob sie ihren Kopf und sagte triumphierend: «Wusste ich es doch! Es gibt eine Anleitung für die Zeitreisen der magischen Kamera. Und damit haben wir auch die Antwort auf deine Frage, die ich durchaus gehört habe: Wir müssen die Kamera in die Vergan-genheit schicken, um dort direkt belastendes Material zu fin-den. Max Meier hat damit angefangen. Und wir werden seine Aufklärungstätigkeit fortsetzen.»

«Super Idee!», lobte Manuel, doch eine Spur von Sarkasmus war in seiner Stimme nicht zu überhören. Entsprechend fuhr er fort: «Und wie genau hast du dir das vorgestellt? An welchen Punkt in der Zeit willst du die Kamera schicken? Und an wel-chem Ort? Einfach so, aufs Geratewohl, wird das wohl kaum gehen. Und welche Anhaltspunkte für eine gezielte Suche nach Beweisen haben wir denn?»

Auch bei Saskia war die anfängliche Euphorie einer gewissen Zerknirschung gewichen: «Du hast leider recht. So einfach, wie ich mir das gedacht habe, wird es nicht. Die Speicherkapazitä-ten der magischen Kamera sind beschränkt. Wir können sie also nicht einfach irgendwohin in die Vergangenheit schicken und sie dann tagelang laufen lassen, in der Hoffnung, durch Zufall etwas Wichtiges zu entdecken. Doch für gezielte Expeditionen in die Vergangenheit brauchen wir Anhaltspunkte, die wir nicht haben. So ein Mist aber auch!»

Erst jetzt stellten die beiden fest, dass sie immer noch auf der harten und kalten Brunnumrandung sassen, während be-reits die Dämmerung hereinbrach. Sie beschlossen, ihr Rätsel auf morgen zu vertagen. Was sich als unmöglich erwies, begann doch am nächsten Tag bereits das Wochenende, für das sie bei-

de in familiäre Vorhaben eingespannt waren, von denen sie erst kurzfristig erfahren hatten. Um sich wenigstens am Montag wieder treffen zu können, verglichen sie ihre Stundenpläne und stellten fest, dass Manuel früher Schulschluss hatte als Saskia. Weil Saskias Schulhaus Juch in der Geschichte eine Rolle zu spielen schien, beschlossen sie deshalb, dass Manuel Saskia dort abholen würde.

Knochengerüst

An diesem Montag war Saskia in der Schule weniger aufmerksam als gewohnt. Zu sehr drängte es sie, Manuel mitzuteilen, was sie über das Wochenende erfahren hatte. Kaum hatte es zum Schulschluss geklingelt, war sie losgestürmt und sah zu ihrer grossen Freude, dass ihr neuer Freund wie vereinbart auf dem Pausenplatz auf sie wartete.

Und schon sprudelte es aus ihr heraus: «Wir haben richtig vermutet. Es gab 1970 ein Verbrechen in Zumikon. Und vielleicht hat das Skelett im Keller etwas damit zu tun.»

«Moment, Moment, junge Frau», unterbrach Manuel ihren Redeschwall. «Schön der Reihe nach. Was gab es für ein Verbrechen? Und von wem weisst du das?»

Saskia nahm ein paar tiefe Atemzüge, um sich zu beruhigen, und begann dann erneut: «Also. Meine Familie war gestern bei meinem Grossvater. Der war, musst du wissen, seit der Eröffnung des Schulhauses Juch bis zu seiner Pensionierung vor zehn Jahren dort Lehrer. Ein engagierter und begeisterter Lehrer, wie man hört. Meine jetzige Klassenlehrerin hat ihn noch erlebt und als ihren Mentor sehr geschätzt.»

«Schön für sie und für dich», meinte Manuel, «aber was hat das jetzt mit unserer Geschichte zu tun?»

«Kommt ja gleich. Es lag jedenfalls nahe, dass wir auf das abgesagte Fest zum fünfzigjährigen Jubiläums des Juch zu sprechen kamen, denn er war damals ja schon dabei. Ich habe ihm dann vorgeschwindelt, wir würden in unserer Klasse als Ersatz für das Fest an einer Arbeit darüber sitzen, wie damals, im Eröffnungsjahr 1970, die Welt in Zumikon ausgesehen habe.»

«Sehr gute Finte», lobte Manuel. «Und damit hast du was erfahren?»

«Eine der Erinnerungen», fuhr Saskia ungerührt fort, «die meinem Grossvater zum Jahr 1970 eingefallen sind, betraf einen Vermisstenfall. Damals, wann genau, wusste er auch nicht mehr, nur, dass es 1970 gewesen sein musste, verschwand ein junger Mann spurlos. Und zwar ein Bauarbeiter, Sohn eines schon in den frühen fünfziger Jahren eingewanderten und später eingebürgerten italienischen Gastarbeiters, wie man das damals offenbar nannte. Die Geschichte scheint die Bevölkerung bewegt zu haben, weil die Eltern des Verschwundenen glaubhaft versicherten, ihr Sohn sei sehr verliebt gewesen und hätte

keinerlei Anlass gehabt, sich selbst etwas anzutun. Doch trotz intensivster Suche sei der Vermisste nie mehr aufgetaucht, weder lebendig noch tot.»

«Und du meinst also, bei diesem Verschwundenen könnte es sich um den jungen Mann von unseren beiden Aufnahmen aus der Vergangenheit handeln?», fragte Manuel.

«Liegt doch auf der Hand», sagte Saskia entschieden. «Stimmt alles. Italiener, Bauarbeiter, verliebt. Ich habe kurz daran gedacht, meinem Grossvater ein Standbild aus den Aufnahmen zu zeigen und ihn zu fragen, ob es sich um diesen jungen Mann gehandelt habe, doch dann habe ich es doch gelassen. Erstens erinnert man sich nach fünfzig Jahren kaum mehr an ein Gesicht, und zweitens wollte ich mir unangenehme Fragen zur Herkunft des Bildes ersparen.»

«Damit hast du sicher gutgetan», fand Manuel. «Aber vielleicht finden wir ja woanders eine Bestätigung. Wenn damals wirklich so intensiv nach dem Vermissten gesucht wurde, muss es doch so etwas wie Flugblätter gegeben haben. Oder auf jeden Fall eine Polizeiakte mit Bild. Deine Tante ist doch Polizistin. Kannst du nicht die danach fragen?»

Saskia seufzte: «Die wird sich freuen. Damals wurde vermutlich noch nichts digital gespeichert. Sie müsste also richtig im Archiv nachgraben. Falls überhaupt noch Akten aus jener existieren. Aber gut, einen Versuch ist es wert. Doch wie soll ich mein Ansinnen begründen?»

«Ganz einfach», fand Manuel, «indem du ihr dieselbe Geschichte erzählst wie deinem Grossvater. Es freuen sich doch alle, wenn man sich in der Schule mit Lokalgeschichte beschäftigt, und da hilft man seinem Nachwuchs gerne. Du kannst ja wahrheitsgemäss sagen, dein Grossvater habe dir von diesem Vermisstenfall erzählt, und du wüsstest jetzt gerne mehr darüber.»

«Gut», stimmte Saskia zu, «ich rufe sie gleich heute Abend an. Vielleicht erfahren wir so ja tatsächlich mehr über die Identität des damals Verschwundenen, und, wenn es gut läuft, wissen wir dann auch, ob dieser tatsächlich derselbe ist wie der auf den Aufnahmen von Max Meier bedrohte junge Mann. Doch bis wir das wissen, wird es dauern, und so lange können wir nicht warten. Nach meiner festen Überzeugung, für die ich zugegebenermassen keine Beweise habe, wurde unser junger Mann heimtückisch umgebracht, und seine Leiche wurde dann sehr effizient entsorgt.»

«Weibliche Intuition, wie?», spöttelte Manuel, um dann ganz ernst fortzufahren: «Die ich durchaus teile. Auch ich habe ein starkes Gefühl, genau so sei es gewesen. Das Problem ist nur: Wenn der oder die Mörder damals die Leiche so wirksam versteckt und entsorgt haben, dass man sie trotz aufwändiger Suchmassnahmen nicht fand, wie sollen wir sie dann finden? Und ohne Leiche gibt es bekanntlich keinen Mord.»

«Jetzt wird die Geschichte noch verrückter», liess Saskia ver-lautbaren. «Ich glaube, ich weiss, wo die Leiche ist. Oder jeden-falls das, was von ihr übrig geblieben ist.»

«Was?», rief Manuel erstaunt. «Erzähle!»

«In diesem Gespräch vom Wochenende mit meinem Gross-vater, bei dem zum Glück niemand zugehört hat, habe ich ihn, da wir schon beim Jahr 1970 waren, gefragt, ob ihm sonst noch etwas Aussergewöhnliches im Gedächtnis geblieben sei, zum Beispiel im Zusammenhang mit der Eröffnung des Schulhauses Juch.»

«Und, ist ihm etwas eingefallen, das uns weiterbringen könn-te?»

«Nur Geduld. Ja, es ist ihm etwas eingefallen. Kurze Zeit, nach-dem das Schulhaus Juch eröffnet worden sei, sei da etwas auf-getaucht, was zumindest auffällig, wenn nicht reichlich seltsam gewirkt habe.»

«Spann mich nicht so auf die Folter! Was denn?»

«Ein Knochengerüst. Also ein menschliches Skelett.»

«Na und? So viel ich weiss, hat man das früher im Biologie-unterricht als Anschauungsmaterial genutzt. Heute scheinen die Kinder so sensibel geworden zu sein, dass man ihnen das nicht mehr zumuten kann. Zu sehr würden sie sich gruseln und erschrecken.»

«Stimmt, so hat das mein Grossvater auch erzählt. Seltsam war nur, dass niemand wusste, woher das Skelett eigentlich kam. Die offizielle Version lautete, aus dem alten Schulhaus, doch niemand konnte sich daran erinnern, es dort jemals ge-sehen zu haben. Andere erzählten, es handle sich um die Sach-spende eines anonymen Wohltäters und Freundes der Schule. Über ein paar Namen wurde damals offenbar spekuliert, doch so wichtig war die Geschichte nun auch wieder nicht, und so verschwand sie im Meer des Vergessens.»

«Und warum lässt du sie jetzt daraus wieder auftauchen?», fragte Manuel mit echter Ratlosigkeit.

«Na überleg mal», antwortete Saskia geduldig. «Eines war damals von Anfang an klar: Das geheimnisvolle Skelett bestand aus echten Knochen, es war also keines der später meistens verwendeten Plastikmodelle eines richtigen Skeletts. Dämmert es?»

«Du meinst also wirklich, bei diesem Skelett handle es sich um die Knochen unseres Mordopfers?», fragte Manuel, noch immer zweifelnd.

«Warum nicht? Um ein Skelett von allem Fleisch zu befreien, braucht es Skrupellosigkeit und ein scharfes Messer. Sowie einiges Know how, die richtigen Säuren und geeignete Räumlichkeiten. In einer normalen Mietwohnung wäre das wohl zu schwierig, aber auf einem Bauernhof oder in einem Gewerbebetrieb sehr wohl denkbar.»

«Das würde aber eine Menge an krimineller Energie erfordern», fand Manuel, «aber dann ist es tatsächlich denkbar. Und dann die Knochen, statt sie im Wald zu vergraben, wo sie jederzeit doch gefunden werden könnten, mit Draht zu einem vollständigen Skelett zu verbinden und dieses dann der Schule zu Lehrzwecken zu schenken – das ist schon fast genial, muss ich sagen. So genial, dass wir, fünfzig Jahre später, keinerlei Chance haben, irgendetwas davon zu beweisen.»

«Das müssen wir ja auch gar nicht. Erinnerst du dich, dass Max Meier im schwarzen Buch erwähnt hat, dass in der Schweiz Mord nach 30 Jahren verjährt? Das stimmt immer noch, ich habe es nachgeschlagen. Auch wenn wir dem Mörder seine Tat lückenlos nachweisen könnten, müsste er deswegen also nicht ins Gefängnis.»

«Seltsame Regelung», fand Manuel.

«Stimmt, darüber kann man sich ernsthaft streiten», meinte Saskia. «Aber es ist nun mal so. Beweisen können und müssen wir die Tat von damals nicht, aber es wäre sehr gut, wenn wir mehr darüber wüssten. Nur so können wir eine Beziehung zum aktuellen Mord an Max Meier herstellen. Und das muss unser eigentliches Ziel sein, nicht wahr?»

«Ja», stimmte Manuel zu. «Und dafür ist die Hypothese von der wundersamen Umwandlung eines Mordopfers in ein Schulhaus-Skelett einfach zu gut, um sie gleich fallen zu lassen. Um sie weiter verfolgen zu können, wäre es natürlich hilfreich, wenn wir das Skelett leibhaftig sehen könnten. Hast du eine Ahnung, ob es noch existiert?»

«Habe ich», sagte Saskia ungerührt, «und ich weiss sogar, wo es steht.»

«Du erstaunst mich immer wieder», konnte Manuel nur stammeln.

«Ist doch besser, als wenn ich völlig berechenbar wäre», gab Saskia zurück.

«Stimmt. Also, erzähle bitte.»

«Ich habe natürlich die Frage nach dem Verbleib des Skeletts auch meinem Grossvater gestellt. Der wusste zu berichten, nach wenigen Jahren habe keine Lehrperson mehr dieses Skelett im Unterricht eingesetzt, und deshalb sei es im Keller des Schulhauses eingelagert worden, zusammen übrigens mit auch aus der Mode gekommenen, ausgestopften Tieren und allerhand sonstigem ausrangiertem Krimskrams. Wenn es also nicht zwischenzeitlich entsorgt worden sei, müsse es noch immer im Keller stehen.»

«Wahnsinn! Und, steht es noch dort?»

«Das weiss ich nicht. Aber wir werden es gleich herausfinden.»

«Wie? Willst du etwa im Keller einbrechen?»

«Das müssen wir gar nicht. Ich habe den Schlüssel zum Schulhauskeller.»

«Wie hast du den denn geklaut?»

«Gar nicht. Ich habe einfach meine Klassenlehrerin darum gebeten. Ich habe ihr von meinem Grossvater erzählt, den sie ja kennt und schätzt, und dass dieser gerne wüsste, ob das Skelett noch im Keller stünde. Und ich habe mich anerbaten, selbst nachzuschauen, wenn sie mir den Schlüssel besorge. Weissst du, sie weiss ja, dass ich zusammen mit dir die Leiche von Max Meier gefunden habe, und glaubt wohl, sie müsse mich etwas schonen und bevorzugt behandeln. Zudem schätzt sie mich als gute Schülerin. Jedenfalls hat sie mir nach kurzem Zögern anstandslos den Schlüssel besorgt. Hier ist er. Lass uns in den Keller gehen, bevor das ganze Schulhaus zugesperrt wird.»

Das Skelett stand nicht weit von der Eingangstür zum Keller entfernt.

Eine ganze Zeit lang betrachteten die beiden das Skelett, stumm und in die jeweils eigenen Gedanken versunken. Dann ergriff Saskia das Wort: «Sag mal, kann es sein, dass du ein wenig sensitiv bist, sensibler für unsichtbare Dinge oder Energien als die meisten? Bei mir ist es so, und deshalb bin ich mir fast sicher, dass du auch etwas davon hast.»



Manuel zögerte zunächst mit einer Antwort, sagte aber dann entschlossen: «Ja, ich glaube schon. Es hat gedauert, bis ich mir das zugestehen konnte. Schliesslich machen solche Eigenschaften einen Menschen noch mehr zum Aussenseiter als man sonst schon ist. Aber das muss ich dir ja wahrscheinlich nicht erzählen. Warum fragst du?»

«Weil ich glaube, dass wir mit unseren vereinten Kräften spüren könnten, wer dieses Skelett als lebendiger Mensch war. Und ob es sich tatsächlich um das Mordopfer von damals handeln könnte. Komm, wir fassen uns an den Händen und begeben uns kurz in eine Versenkung.»

Als sie daraus wieder auftauchten, war beiden zweierlei klar: Das Skelett war zweifelsfrei der junge Mann gewesen, der auf der ersten Aufnahme der magischen Kamera so offenkundig bedroht worden war. Und der von unbekannter Hand dann tatsächlich umgebracht und auf raffinierte Weise entsorgt worden war. Und zum zweiten wussten beide, dass sie sich jetzt zum ersten Mal körperlich berührt hatten, doch dass dies sicher nicht das letzte Mal gewesen war.

Neue Herausforderung

Karl Fischer, Saskias Grossvater und jahrzehntelang überzeugter Lehrer, war trotz seiner längst erfolgten Pensionierung innerlich noch immer stark mit dem Schulhaus Juch verbunden. Er schaffte es immer wieder, sich aus irgendeiner Quelle die Einsatzpläne der dortigen Lehrerschaft zu beschaffen. Somit wusste er genau, wann er Ruth Mühlebach, Saskias Klassenlehrerin, am ehesten im Lehrerzimmer antreffen würde, weil sie gerade eine Freistunde hatte.

Tatsächlich traf er sie dort auf Anhieb an. Überrascht, aber auch echt erfreut, begrüßte sie ihn: «Oh, hallo Karl, schön, dich mal wieder zu sehen. Wie geht es dir?»

«Gut», antwortete Karl. «Aber was hab ihr denn hier Hübsches?» Dabei wies er auf einige grosse Teddybären, die auf den im Quadrat angeordneten Sofas in einer Ecke des Lehrerzimmers platziert worden waren.



«Das sind unsere Abstandsbären», lachte Ruth. «Sie sollen uns immer daran erinnern, dass wir nicht zu nahe zusammenrücken, wenn wir uns hier zu einer Besprechung oder einfach zu einem Plausch treffen.»

«Was dieses Virus alles für Folgen hat», staunte Karl. «Aber das hier finde ich eine richtig gute Idee. Wie heisst es so schön? Ja, Not macht erfinderisch.»

«Du bist aber sicher nicht gekommen, um über Corona zu plaudern», meinte Ruth. «Also, wie kann ich dir helfen?»

«Ich wollte dir eigentlich nur zu dieser guten Idee gratulieren», gab Karl zurück. «Meine Enkelin Saskia hat mir davon erzählt, dass ihr eine Klassenarbeit darüber macht, wie das Leben in Zuzikon im Eröffnungsjahr des Juch, also 1970, ausgesehen hat. Das finde ich eine Superidee. Geschichte mit einem konkreten Anknüpfungspunkt, nämlich dem Schulhausjubiläum. Und Beschäftigung mit einer Zeit, für die es noch eine ganze Menge lebender Zeitzeugen gibt. Mich zum Beispiel.»

«Äh», konnte Ruth nur stammeln. Blitzschnell überlegte sie: Da hatte Saskia, die sie wegen ihrer Neugier und ihres Lerneifers mochte, ihrem Grossvater gegenüber etwas erfunden, aus welchem Grund auch immer. Wenn sie Karl jetzt sagte, es handle sich beim Projekt um eine Erfindung von Saskia, würde sie diese blossstellen. Andererseits hatte Karl recht: Das wäre eine gute Idee. Warum also nicht die Idee aufgreifen und so tun, als gäbe es das Projekt wirklich? Laut sagte sie: «Danke für die Blumen. Ja, das ist sicher ein sinnvolles Projekt. Und mit deinem Hinweis darauf, du hättest damals schon bewusst gelebt, wolltest du mir sicher sagen, dass du dich gerne in das Projekt einbinden lassen würdest.»

«Du hast mich ertappt», schmunzelte Karl. «Ja, ich könnte mir gut vorstellen, dass ich der Klasse etwas aus jener Zeit erzählen und mich für Fragen zur Verfügung stellen würde. Weisst du, die siebziger Jahre, die damals begonnen haben, waren eine unheimlich freie Zeit, eine Zeit des Aufbruchs. So etwas gab es bis heute nicht mehr. Deshalb könnte es für heutige Kinder doch ganz interessant sein, etwas darüber zu erfahren. Was hältst du davon?»

«Das finde ich grundsätzlich eine prima Idee», fand Ruth. «Wir sind nur noch nicht ganz soweit. Etwas mehr Wissen muss die Klasse schon noch ansammeln, um sinnvolle Fragen stellen zu können. Was hältst du davon, dass ich dich anrufe, wenn die Klasse so weit ist?»

«So machen wir das», gab Karl zurück. «Ich bin ja zeitlich zum Glück einigermaßen flexibel, auch wenn du dir nicht vorstellen kannst, wie viele Termine man als Rentner haben kann.»

Da Ruth befürchtete, er könnte sie nun in längere Diskussionen über das Rentnerdasein im Allgemeinen und seinen eigenen Alltag im Speziellen verwickeln, gab sie vor, selber einen

dringenden Termin zu haben, und verabschiedete Karl höflich, aber bestimmt.

Unterwegs zu Saskias Zimmer, traf sie diese in angeregter Unterhaltung mit ein paar Klassenkameradinnen. Sie winkte sie heraus und sagte: «Die Idee, dass wir uns mit der Frage beschäftigen, wie das Leben in Zumikon im Jahr 1970 war, finde ich prima. Das machen wir. Aber das nächste Mal gehst du mit einer solchen Idee nicht zuerst zu deinem Grossvater, sondern kommst direkt zu mir. Verstanden?»

Saskia wurde rot und konnte nur stammeln: «Ja, Frau Mühlebach.» Das mit ihrem Schwindel gegenüber ihrem Grossvater war irgendwie dumm gelaufen. Aber auf der anderen Seite auch wieder gut. Wenn das Jahr 1970 jetzt ein offizielles Klassenprojekt war, würde es weniger auffallen, dass sie sich auch aus anderen Gründen mit jener Zeit intensiv befasste.

Auch Manuel war, als sie ihn nach Schulschluss traf, angetan von der Idee. In ihrem eigenen Fall konnten sie ohnehin nichts unternehmen, bevor sie von Saskias Tante mehr über die Identität des damals Verschwundenen erfahren würden, und das konnte noch dauern. Auch ihrer Tante Miriam gegenüber hatte Saskia zur Begründung ihrer Neugier die Geschichte von der Klassenarbeit über 1970 aufgetischt. Dass es diese Arbeit jetzt tatsächlich gab, war also auch in dieser Hinsicht eine echte Erleichterung, konnte es doch durchaus sein, dass Polizistin Graf Miriam bei der Lehrerin oder den Eltern eine Rückfrage startete. Schwein gehabt!

Schwein gehabt hatte sie auch damit, dass die beiden einzigen vorliegenden Aufnahmen der magischen Kamera genau aus dem fraglichen Jahr 1970 stammten. Vielleicht konnte sie ja etwas davon für ihre Klassenarbeit über Zumikon 1970 brauchen. Sie erinnerte sich vage, dass die zweite Aufnahme mit der Auseinandersetzung zwischen dem jungen und dem alten Mann anlässlich der Schulhauseinweihung zum Schluss noch einen Keraschwenk über ein Grüppchen anderer Personen enthalten hatte, und bat Manuel, ihr diese paar Sekunden noch einmal zu zeigen.

Dieser wunderte sich bereits nicht mehr über die manchmal seltsam erscheinenden Einfälle von Saskia und tat einfach, wie ihm geheissen. Saskia schaute genau hin und bat Manuel, einen bestimmten Kopf, den sie entdeckt hatte, so weit zu vergrössern, wie es ging.

«Ha», rief sie dann begeistert, «wusste ich es doch!»

«Was wusstest du?», fragte Manuel entgeistert.

«Das hier ist Elisabeth Kopp. Die war also damals bei der Schulhauseinweihung auch dabei.»

«Und wer bitte schön ist Elisabeth Kopp?»

«Entschuldigung, das kannst du natürlich nicht wissen. Elisabeth Kopp ist sicher die berühmteste Zumikerin. Das weiss ich von meinen Eltern und von meinem Grossvater.»

«Und was machte sie so berühmt?»

«So genau weiss ich das doch auch nicht. Aber wozu gibt es eigentlich Wikipedia? Da hat sie bestimmt einen Eintrag.» Saskia tippte auf ihrem Smartphone herum und meinte dann: «Tatsächlich. Ich lese das jetzt und erzähle dir einfach ein paar wichtige Stichworte.»

Sie las einen Moment und begann dann: «Also, geboren wurde sie 1936 in beste und hochrangige Kreise in Bern. Sie betrieb Eiskunstlauf auf hohem Niveau. Sie begann ein Jus-Studium in Zürich, engagierte sich aber früh für Freiheit und Menschenrechte, etwa indem sie nach 1956 ungarische Flüchtlinge betreute, die nach dem niedergeschlagenen Volksaufstand in Ungarn in die Schweiz gekommen waren. Ach, warte, das muss ich dir wörtlich vorlesen:

Auf der Reise zu einem antikommunistischen Treffen in West-Berlin lernte sie 1959, am Valentinstag, den Wirtschaftsanwalt Hans W. Kopp (1931–2009) kennen. Sie verlobten sich am selben Tag und heirateten 1960, nachdem Elisabeth ihr Juraexamen summa cum laude absolviert hatte, als erste Frau an der Fakultät. Sie zogen nach Zumikon um. Elisabeth Kopp half beim Aufbau der Anwaltspraxis ihres Mannes, in der sie als Juristin arbeitete.

«Das waren wirklich noch andere Zeiten», kommentierte Manuel, «Verlobung am Tag des Kennenlernens. Und wie ging es weiter?»

Saskia setzte ihre Lektüre fort und erzählte: «1970 wurde sie kurz nach der Einführung des Frauenwahlrechts im Kanton Zürich in den Gemeinderat von Zumikon gewählt. Bestimmt war sie deswegen an der Einweihung des Schulhauses Juch dabei.»

«Moment mal», wunderte sich Manuel, «das Frauenwahlrecht wurde im Kanton Zürich erst 1970 eingeführt? Das kann doch nicht stimmen!»

«Doch, leider.» Saskia klang zerknirscht, obwohl sie ja nichts dafür konnte. «Und auf Bundesebene sogar erst ein Jahr später, also 1971. Das ist wirklich furchtbar spät. Jedenfalls hat sich Frau Kopp auch dafür stark eingesetzt. 1974 wurde sie dann mit grossem Mehr zur ersten Gemeindepräsidentin der Deutschschweiz gewählt. Hier steht dazu:

Sie übte dieses Amt bis 1984 aus. Die Lösung der Verkehrsprobleme, Erhöhung der Wohnqualität oder der Einsatz von Alternativen Energien unter ihrer Amtszeit in Zumikon wurden als vorbildlich gewürdigt.

Saskia machte eine kleine Lesepause. Dann nahm sie den Faden wieder auf: «Die politische Karriere von Elisabeth Kopp ging noch weiter. Details erspare ich dir, aber jedenfalls wurde sie 1984 zur ersten Bundesrätin gewählt, also zur ersten Frau in der Schweizer Regierung. Sag jetzt nichts, das ist natürlich eine Schande für die Schweiz, dass das so lange gedauert hat, aber so war es nun mal. Das mit der Schande ging dann noch weiter. 1989 musste sie nämlich unfreiwillig zurücktreten. Sie soll in einem Telefongespräch ihren Mann, also diesen Herrn Kopp, vor Ermittlungen gegen eine Firma gewarnt haben, in deren Verwaltungsrat er sass. Dieser Ehemann war aus verschiedenen Gründen umstritten, und sie musste das schliesslich ausbaden. Spätere Untersuchungen ergaben, dass sie nichts falsch gemacht hatte, aber da war es schon zu spät. Ich bin sicher, dass sie gerne im Bundesrat weiter gemacht hätte, aber, wie mein Grossvater immer sagt, bei einer Frau wird einfach immer noch viel genauer hingeguckt als bei einem Mann.»

«Das klingt ja schon fast tragisch», fand Manuel. «Ich kann mir gut vorstellen, dass sie danach ziemlich verbittert war.»

«Erstaunlicherweise nicht», wusste Saskia zu berichten. «Hier steht, dass sie nach einigen Jahren des Rückzugs, in denen sie vollständig rehabilitiert wurde, wieder auftrat und sich engagierte.»

«Wahrlich eine würdige Tochter von Zumikon», kommentierte Manuel.

Saskia konnte nicht anders, als ihn in einem Detail zu korrigieren: «Na ja, Tochter nicht in dem Sinne, dass sie hier aufgewachsen wäre. Sie ist eine Zugezogene. Aber das gilt natürlich für viele der berühmten Zumiker.»

«Wen habt ihr denn sonst noch vorzuweisen?», wollte Manuel wissen.

«Da gab es zum Beispiel noch eine andere Frau aus Zumikon, die etliche Jahre als Abgeordnete im Nationalrat in Bern sass, übriges für dieselbe Partei wie Elisabeth Kopp.»

«Nämlich welche?» Auch Manuel konnte nicht verleugnen, dass er sich für alles und jedes interessierte.

«Die FDP, also die Freisinnigen», laute Saskias Antwort. «Das war lange die staatstragende Partei in der Schweiz. In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist sie allerdings stark geschrumpft und hat an Bedeutung verloren. Nur hier in Zumikon stellt sie im Gemeinderat immer noch die Mehrheit.»

«Dann wäre Zumikon in dieser Beziehung also wie ein bisschen aus der Zeit gefallen», stellte Manuel mit altkluger Attitüde fest. «Aber wir waren noch bei der Liste der berühmten Zumikerinnen und Zumiker.»

«Stimmt. Also da gab es etliche Bildhauer, Maler und Künstler, die man jetzt nicht unbedingt kennen muss. Mit Ausnahme sicher von Max Bill, der als einer der wichtigsten Vertreter der Konkreten Kunst gilt. Seine Werke fanden weltweit Beachtung. Im Nationalrat sass er übriges auch vier Jahre lang, allerdings nicht als Freisinniger, sondern als Vertreter einer Oppositionspartei, die es längst nicht mehr gibt.»

«Gut, sagt mir jetzt auch nichts, aber alles können ja nicht mal wir wissen», fand Manuel. «Wie steht es denn mit der musikalischen Sparte?»

«Da hat Zumikon auch einiges zu bieten», sagte Saskia, hörbar stolz. «Etwa Elisabeth Schwarzkopf, seinerzeit eine der herausragenden Sopranistinnen der Welt. Oder, und den müsstest eigentlich selbst du kennen, den berühmten Sänger Udo Jürgens. Der hat seine letzten Lebensjahre auch in Zumikon verbracht. Und sich hier sogar zum Schweizer einbürgern lassen.»

«Stimmt», bemerkt Manuel, «den kenne ich auch noch. Aber, sag mal, wieso musste der sich einbürgern lassen? Bekommt man als so berühmte Persönlichkeit das Schweizer Bürgerrecht nicht einfach geschenkt?»

«Nein, keineswegs», antwortete Saskia. «Ich weiss das von meinem Grossvater, der es wiederum über sieben Ecken gehört hat: Udo Jürgens musste die üblichen Fragen zu seinem Wissen über die Schweiz beantworten, und dabei war er of-

fenbar so nervös, dass ihm, dem Bühnenerfahrenen, der kalte Schweiß auf der Stirn stand. Dafür war er dann für das Schweizer Bürgerrecht so dankbar, dass er ein Gratiskonzert für die einheimische Bevölkerung gegeben hat.»

«Schöne Geschichte», fand Manuel. «Aber du strahlst so, als ob deine Liste noch nicht fertig wäre. Gibt es noch mehr berühmte Persönlichkeiten aus Zumikon?»

«Ich könnte natürlich jetzt weit in der Geschichte zurückgehen bis zur Reformation. Da gab es Leute mit Bezug zu Zumikon, auch solche, die dann umgebracht wurden. Aber bringt ja nichts. Auch einige seinerzeit bekannte Sportler leben in Zumikon, aber von denen hast du sicher auch noch nie etwas gehört. Dasselbe gilt für Fredy Lienhard, der Lehrer in Zumikon war und gleichzeitig Verfasser kabarettistischer Texte. Wie mein Grossvater zu berichten weiss, war er als Lehrer allerdings alles andere als lustig, sondern eher ein kleiner Tyrann. Sicher erwähnenswert ist jedoch Rudolf Zinkernagel, ein Immunologe, der 1996 einen Nobelpreis erhalten hat, sich jedoch nicht zu schade war, in der Ortsfeuerwehr mitzumachen.»

«Wow», sagte Manuel bewundernd, «ein Immunologe mit Nobelpreis. Klingt doch zu Corona-Zeiten ganz aktuell. Ich muss zugeben, dass Zumikon eine beachtliche Anzahl an berühmten Bewohnerinnen und Bewohnern vorzuweisen hat. Offenbar lässt es sich wirklich gut leben hier.»

«Und gut Steuern zahlen, wie mein Vater zu bemerken pflegt», ergänzte Saskia.

«Dieses Argument habe ich von meinem Vater auch schon gehört», bestätigte Manuel. «Aber wie dem auch sei: Haben alle diese Berühmtheiten in Zumikon auch ein Denkmal bekommen, wie man es anderswo machen würde?»

«Nein, so viel ich weiss, braucht es in der Schweiz viel, bis man jemandem ein Denkmal baut. Allerdings gibt es in Zumikon eine Ausnahme. Wir sind schon daran vorbeigekommen. Ist dir gar nichts aufgefallen?»

«Nein, muss ich zugeben. Offenbar hatte ich immer nur Augen für dich.»

Saskia errötete, liess sich jedoch nichts anmerken: «Gut, sind wir wieder auf dem Dorfplatz. Wir sollten ohnehin noch zur Bibliothek gehen, um zu sehen, ob das Buch, das uns zusammengebracht hat, mittlerweile eingetroffen ist. Da kommen wir direkt an der Statue des auf Seiten der Männer sicher bekann-

testen Vertreters von Zumikon vorbei. Die Statue steht etwas versteckt. Aber wir sind gleich da.»

Tatsächlich war die Skulptur, die Max Daetwyler darstellte, nicht einmal ganz lebensgross.



Als er sie erblickte, sagte Manuel: «Ah, doch, die habe ich schon gesehen. Sie ist mir nicht weiter aufgefallen, höchstens die weisse Fahne, die der Kerl über seiner Schulter trägt. Wer war das?»

«Darf ich vorstellen? Der Kerl ist Max Daetwyler, seines Zeichens der Friedensapostel der Schweiz. Und die weisse Fahne ist sein unverwechselbares Markenzeichen. Hat die meiste Zeit seines Lebens in Zumikon gelebt, wenn er nicht gerade irgendwo auf der Welt in einer Friedensmission unterwegs war.»

«Komisch», bemerkte

Manuel, «von dem Typen habe ich noch nie etwas gehört.»

«So komisch ist das gar nicht», meinte Saskia. » Er gehört wohl zur Kategorie der in der Schweiz weltberühmten Leute. Sagt jedenfalls mein Grossvater. Von ihm weiss ich auch, dass er zu seinen Lebzeiten sehr umstritten war. Er hatte, ich glaube schon im ersten Weltkrieg, so etwas wie ein Erweckungserlebnis und zog von da an in heiliger Mission durch die Welt, um dieser den Frieden zu bringen. Immer mit dieser weissen Fahne, und meistens als Solist.»

«Das klingt ja ziemlich anmassend», fand Manuel, «der ganzen Welt als Einzelkämpfer aus der kleinen Schweiz den Frieden bringen zu wollen.»

«Das stimmt natürlich, auch wenn er selbst seine Mission offenbar sehr ernst nahm. Aber er galt bei vielen seiner Zeitgenossen schon als Spinner, auch hier in Zumikon. Auch von meinem Grossvater kenne ich die Geschichte, dass irgendeine kantonale Behörde ihn mal entmündigen und in die Psychiatrie einweisen wollte. Der Gemeinderat von Zumikon aber weigerte sich, auf dieses Begehren einzutreten. Unklar ist nur, ob aus echter Überzeugung, dass der Mann kein Fall für die Psychiatrie sei, oder wegen der Angst, die ganzen dort anfallenden Kosten übernehmen zu müssen.»

Manuel lachte und sagte: «Ist doch schön, wenn man derartige Quellen für die Lokalgeschichte hat.»

«Ja», fand auch Saskia, «ich höre solchen Geschichten meines Grossvaters immer gerne zu. Von ihm weiss ich auch, dass man in Zumikon sehr wohl darüber gestritten hat, ob dieser Daetwyler ein Spinner sei, nicht aber darüber, dass er ein lausiger Ehemann und Familienvater war. Das war einfach eine Tatsache. Er ging so in seiner Mission auf, dass er die Sorgen um die Existenz seiner Familie ganz seiner Frau überliess. Und ein Prototyp des ständig abwesenden Vaters war er auch. Von daher finde ich es schon erstaunlich, dass man ihm hier in Zumikon nach seinem Ableben nicht nur ein Denkmal gebaut, sondern auch eine Strasse nach ihm benannt hat. Und wenn Vandalen mal wieder seine weisse Fahne klauen oder zerstören, sorgt die Gemeinde immer wieder für Ersatz.»

«Fürwahr ein spannendes Kapitel der Dorfgeschichte», fand Manuel. «Aber ich möchte gerne noch einmal auf unser eigentliches Thema zurückkommen, also auf Zumikon im Jahr 1970. Hat dieser Daetwyler da noch gelebt?»

«Ich glaube ja», meinte Saskia, «so viel ich weiss, starb er erst irgendwann im Laufe der siebziger Jahre, schon steinalt. Aber weisst du was, das können wir gleich in der Bibliothek nachschauen. Dort steht sicher die Biografie, die ich aus dem Bücherregal zuhause kenne. Nimmt mich jetzt selbst wunder, was der Friedensapostel Daetwyler im Jahr 1970 getrieben hat.»

Die Bibliothek hatte das von Saskia und Manuel gesuchte Buch von Huxley mittlerweile bekommen, wenn auch nur in einem Exemplar. Ritterlich überliess Manuel dieses Saskia. Sie beschlossen gemeinsam, sich diesem Buch später zu widmen. Zunächst war das Interesse an Daetwyler stärker. Die gesuchte Biografie von Stephan Bosch fand sich leicht, und nach einigem

Blättern stiessen sie auch auf das Jahr 1970. Sie fanden heraus, dass der Friedensapostel in diesem Jahr vergeblich versucht hatte, dem japanischen Kaiser Hirohito anlässlich der Weltausstellung in Osaka eine weisse Friedensfahne zukommen zu lassen. Erfolgreicher war er in diesem Jahr mit dem Kampf gegen die sogenannte Überfremdungsinitiative von James Schwarzenbach, die eine radikale Reduktion des Ausländeranteils in der Schweiz verlangte und vom damals noch rein männlichen Stimmvolk eher knapp abgelehnt wurde.

Ebenfalls aus dem Jahr 1970 stammte ein Tagebucheintrag von Daetwyler, der eine gehörige Portion Selbstkritik enthielt:

Plötzlich kam die Krankheit über Mama (Frau Daetwyler). Es war zu viel Arbeit für sie mit den Schafen, Bienen, Gänsen, Hühnern. Es kam eine Unruhe in unser Leben. Mama nahm sich nicht mehr Zeit für Ruhe. Und ich machte den Fehler, dass ich sie gewähren liess. ... Die Hauptunruhe aber brachte meine Arbeit für den Weltfrieden. ... Man kann sagen, es war ein Wahn von mir, seit 1914 mich für den Weltfrieden einzusetzen.

«Das war jetzt wirklich eine sehr interessante Zeitreise in das Zumikon von 1970», fand Manuel. «Ich fürchte nur, der Lösung unseres Falls hat sie uns nicht nähergebracht.»

«Das stimmt leider», stimmte Saskia zu. «Und heute werden wir da auch nicht weiterkommen. Aber vielleicht hat ja bis morgen meine Tante, die Polizistin, etwas herausgefunden.»

Im Nebel stochern

Die Treffen zwischen Saskia und Manuel nach Schulschluss waren mittlerweile zum liebgewonnenen Ritual geworden. Nur zwei Dinge waren diesmal anders. Zum einen der Treffpunkt, für den sie für einmal die Forchbahn-Station Waltikon ausgesucht hatten. Manuel wollte Saskia endlich seine Schule zeigen, und an dieser Station stieg er für gewöhnlich aus, um zur Inter-Community School zu gelangen.

Und zum anderen das Wetter. Die schönen spätherbstlichen Tage waren einer Nebelage gewichen. Grau und kühl und feucht war es, und die äussere Lage entsprach der inneren der beiden. Im Falle des erschossenen Max Meier stocherten sie genau so im Nebel wie in jenem fünfzig Jahre zurück liegenden Fall, von dem sie noch nicht einmal sicher sein konnten, dass es ihn überhaupt gegeben hatte.

Auf ihrem Weg zur ICS waren sie gerade an der Stelle angekommen, in der die Strasse mit dem seltsamen Namen Schwänntenmos nach rechts abbiegt und zum Strubenacher wird, als Saskias Handy klingelte. Sie nahm den Anruf an, weil sie sah, dass es sich um ihre Tante, die Polizistin, handelte, und Manuel hörte mit: «Hallo, Tante Miriam, nett, dass du anrufst. – Du hast tatsächlich etwas über einen Vermisstenfall im Jahr 1970 herausgefunden? Super! – Aha, Francesco Conti hiess der Vermisste, 26 Jahre alt. Italienischer Abstammung, aber eingebürgert. Verstehe. Was hat er denn gearbeitet? – Auf dem Bau war er tätig. Und es gab keine einzige Spur, er blieb vermisst. Ja, seltsam. Wo hat er denn zuletzt gearbeitet? – Aha, auf dem Golfplatz von Zumikon. Und gibt es in den Akten ein Bild des Vermissten? Kannst du mir das nicht aufs Handy schicken? – Was, Datenschutzbedenken? Ach bitte, bitte, liebe Tante, meine Klassenarbeit wird doch viel realistischer mit einem Bild. – Ah, das ist gut, es gab ein dutzendfach aufgehängtes Suchplakat, und das ist ein öffentliches Dokument. Dann schickst du mir das Bild gleich rüber? Danke, danke! – Ja, ich werde dir zeigen, was aus deinen Informationen geworden ist. Und sag mal, wenn wir gerade verbunden sind: Gibt es Neuigkeiten im Fall Meier? – Nein, bleibt rätselhaft, weit und breit kein Motiv? – Tja, da kann man dann wohl nichts machen. Ja, bis bald. Tschüss.»

Das Bild, das kurz danach auf Saskias Smartphone aufpoppelte, liess keinen Zweifel übrig. Der junge Mann auf den beiden

Aufnahmen aus dem Jahr 1970 war identisch mit dem vermissten und nie mehr aufgetauchten Francesco Conti. Zudem gab es eine Verbindung zum Golfplatz, dem Ort der ersten Aufnahme. Die Indizien dafür, dieser junge Mann sei nicht einfach von selbst verschwunden, sondern irgendjemand hätte ihn verschwinden lassen, mehrten sich. Mehr aber auch nicht. Bei der Frage nach der Täterschaft stocherten Saskia und Manuel nach wie vor so im dichten Nebel, wie es der äusserlichen Wetterlage entsprach.

Daran konnten sie im Moment auch nichts ändern, weshalb als nächster Programmpunkt Manuels Schule auf der Liste stand. Als sie das Gelände betraten, kam sofort eine aufmerksame Aufsichtsperson auf sie zu und fragte höflich «Can I help you?» Saskia registrierte sogleich den Kulturunterschied, hätte doch eine einheimische Aufsichtsperson eher barsch gefragt: «Was habt ihr hier zu suchen?»

Manuel hatte seinen Schülerschein dabei und stellte Saskia als Gast vor. Dann bat er die Aufsichtsperson in bestem Englisch um ein paar Eckdaten zur ICS, die ihm noch nicht bekannt seien, weil er erst seit ein paar Wochen hier Schüler sei.

So erfuhren sie, dass es die ICS seit etwa 1960 gab. 1970 sei ein Umzug erwogen worden, weil die Schule so stark gewachsen war, doch im selben Jahr habe man genug Land für einen Erweiterungsbau in Zumikon erwerben können. Dieser sei dann kurz darauf auch realisiert worden. Manuel und Saskia brauchten sich nur anzuschauen, um sich über ihr Erstaunen ob der seltsamen Häufung der Jahreszahl 1970 auszutauschen. Heute, so erfuhren sie noch, würden ungefähr 800 Schülerinnen und Schüler aus fünfzig Ländern hier unterrichtet.

Saskia war beeindruckt. Bisher hatte sie die ICS, die ja am dem Schulhaus Juch entgegengesetzten Rand von Zumikon lag, immer als irgendwie gegeben wahrgenommen, ohne sich dafür näher zu interessieren. Sie hatte zwar schon von sporadischen Projekten der Zusammenarbeit zwischen den beiden Schulen gehört, war aber nie in näheren Kontakt damit gekommen. Jetzt zu erfahren, dass die ICS in Sachen Schülerzahlen mehr als doppelt so gross war als die eigene Schule Juch mit ihren etwa 300 Schülerinnen und Schülern, fand sie schon aufregend, auch wenn ihr klar war, dass die eigene Schule nur die Primarstufe umfasste, während im ICS alle Jahrgänge unterrichtet wurden.

Auch im eigenen Schulhaus, ja in der eigenen Klasse, gab es

unterschiedliche Nationalitäten, aber so viele wie in der ICS denn doch nicht. Manuel wollte wissen, wie Saskia als Schweizerin den Kontakt mit Schülerinnen und Schülern aus anderen Kulturkreisen erlebe, und erfuhr, dass das für sie durchaus eine Bereicherung sei. Eine Horizonterweiterung ohne grossen Aufwand. In dieser Haltung, fügte Saskia hinzu, sei sie von ihrem Grossvater sehr bestärkt worden, der am Anfang seiner Lehrtätigkeit im Schulhaus Juch eine noch sehr homogene Schülerschaft erlebt hatte, und der den Einbezug anderer Nationalitäten, wie er sich im Laufe der Jahre ergeben hatte, als positive Entwicklung empfand.

Allerdings, habe er hinzugefügt, sei Zumikon da natürlich privilegiert. Es gäbe anderswo sehr wohl Schulen, in denen ein hoher Anteil Kinder mit ausländischer Herkunft und aus oft problematischen Familienverhältnissen zu grösseren Problemen führen würden. Familien aber, die es sich leisten könnten, in Zumikon zu leben, seien meistens bildungsnah und fördernd. Weshalb die Vielfalt der Herkunft eben tatsächlich viel mehr Bereicherung als Problem sei.

Manuel musste schmunzeln, als er das hörte, und meinte dann, an der ICS sei das ganz ähnlich. Seine Kinder dorthin zu schicken, müsse man sich leisten können, und man müsse von der Bedeutung einer guten Bildung überzeugt sein. Diese gemeinsame Basis wiederum sei viel wichtiger als die unterschiedlichen Herkunftsländer der Schülerinnen und Schüler.

Was er gut fände, fügte er hinzu, sei, dass die Schule nicht als irgendwo im luftleeren Raum schwebend empfunden werde. Man wisse sehr wohl, wo man angesiedelt sei. Deshalb sei Englisch zwar die hauptsächliche Unterrichtssprache, doch Deutsch müsse ebenfalls von allen gelernt werden, weil dies nun mal die Sprache des Gastlandes sei.

Auch Saskia hatte etwas zu diesem Thema beizutragen. Neugierig und lernfähig, wie sie war, konnte sie schon deutlich mehr als in ihrem Frühenglischkurs vorgesehen. Sie hatte deshalb genau verstanden, was ein Grossonkel von ihr, seit Geburt in Zumikon lebend und eher zu traditionellen Vorstellungen neigend, neulich zu einem Gast gesagt hatte, der in Zumikon zu Besuch war: «I hope you speak English, that's the preferred language in Zumikon.» Den in diesem Satz versteckten Vorwurf, man würde in Zumikon die eigene Muttersprache Deutsch zugunsten des internationalen Flairs vernachlässigen, konnte sie zwar nicht

nachvollziehen, aber die Existenz und Grösse der Inter-Community School mit Englisch als offizieller Sprache war natürlich ein Faktum.

Kaum hatten sie das Schulgelände verlassen, fanden sie einen eindrücklichen Beweis für die Zweisprachigkeit von Zumikon:



Nachdem sie sich über das zweisprachige Suchplakat amüsiert hatten, fragte Manuel: «Und, wohin wollen wir heute noch gehen? Ich hätte noch etwa eine halbe Stunde Zeit, dann muss ich zu einem wichtigen Termin.»

«Ganz einfach», meinte Saskia. «Wo wir schon mal hier sind, liegt der Golfplatz von Zumikon nahe. Geografisch und für uns. Immerhin haben wir doch festgestellt, dass die erste Aufnahme vor dem Clubhaus des Golfclubs aufgenommen wurden. Das sollten wir uns mal ansehen. Vielleicht finden wir ja noch etwas heraus.»

Auf dem Weg dahin, den Saskia von Familienspaziergängen kannte, fand Manuel, leicht keuchend: «Ganz schön steil hier. Irgendwie habe ich mir Zumikon flacher vorgestellt, so als eine Art Hochplateau.»

«Nein, nein», korrigierte Saskia. «Bei meiner Schwäche für Zahlen weiss ich natürlich, dass der höchste Punkt von Zumikon auf 753 Metern über Meer liegt, und der tiefste bei 529. Das sind ganz schöne Höhenunterschiede, die man erst mal bewältigen muss. So wie wir jetzt.»

Sie stiegen jetzt etwas langsamer bergan, so dass Manuel wieder reden konnte: «Weisst du was über diesen Golfclub? Mein Vater hat sich nämlich erkundigt, wo man hier in der Gegend Golf spielen könne, und da wurde ihm übereinstimmend erklärt, der Golfclub von hier gehöre zu den edelsten. Stimmt das?»

«Ha», schnaubte Saskia, «edel ist gut. Andere sagen dem abgehoben. Oder snobistisch. Oder auch arrogant. Da hat neulich mein Vater am Abendbrottisch eine Geschichte erzählt. Ein Freund von ihm arbeitet für ein einflussreiches Unternehmen. Ich weiss nicht genau was, aber es muss eine wichtige Aufgabe sein. Jedenfalls wurde dieser Freund zusammen mit anderen Vertretern dieser Firma neulich im Clubhaus zum Abendessen mit der Vereinsleitung eingeladen. Gelegentlich gibt es da offenbar was zu besprechen. Dem Freund meines Vaters gefielen der Ort und die Qualität der Küche so gut, dass er den Vereinspräsidenten fragte, ob er später mal mit seiner Frau vorbeikommen dürfe. Er würde ihr das gerne zeigen.»

Manuel schmunzelte: «Ich kann mir vorstellen, wie diese Geschichte endete.»

«Nämlich?», fragte Saskia zurück, halb erstaunt über das Einfühlungsvermögen von Manuel, halb verärgert über die Unterbrechung ihres Redeflusses.

«Der Vereinspräsident hat das Ansinnen natürlich abgelehnt. Vermutlich durchaus höflich, aber unübersehbar auch mit einem Anflug von Verachtung. Wie kann es ein gewöhnlicher Firmenvertreter wagen, sich in unseren erlauchten Kreis einschleichen zu wollen. Kennt der Mann denn die gottgewollte Ordnung mit ihren natürlichen Unterschieden zwischen unten und oben nicht?»

«Du wirst lachen», staunte Saskia, «aber ziemlich genau so hat mein Vater die Geschichte erzählt. Und noch hinzugefügt, dass der ungefähr 1930 von reichen Stadtzürchern gegründete Golfclub in Zumikon immer eine Art Fremdkörper geblieben sei. Im Verzeichnis der Zumiker Vereine wollte er jedenfalls nie auftauchen.»

«Ja», ergänzte Manuel, «Golf ist ja an vielen Orten und in vielerlei Hinsicht ein Volkssport geworden, aber da und dort werden die elitären Ursprünge eben doch noch sichtbar. Wie offenbar hier.»

Mittlerweile konnten sie durch eine Hecke einen Blick auf das Clubhaus werfen, das sowohl in Sachen Grösse als auch in Sa-

chen Stil herrschaftliche Ansprüche verriet. Sie gingen um den Zaun herum bis zum Parkplatz, der mit einem Schild ausdrücklich nur für Mitglieder des Golf & Country Club Zurich zugänglich war. Zurich und nicht etwa Zumikon, und selbstverständlich ohne Pünktchen über dem u.

«Was würde wohl geschehen, wenn wir jetzt das Gelände des Golfplatzes betreten würden?», fragte Manuel nachdenklich und blickte dabei in die nebelverhangene Landschaft, die den Blick nicht weit schweifen liess.

«Ich fürchte, da käme trotz des Nebels ziemlich schnell ein



Aufseher», meinte Saskia, «und der würde uns weit weniger freundlich behandeln als jener von der ICS, sondern uns ziemlich barsch wegweisen. Aber was würdest du da überhaupt wollen? Findest du nicht, du seist noch ein bisschen jung zum Golfspielen?»

«Es gibt durchaus Menschen in meinem Alter, die das gerne tun», gab Manuel zurück. «Aber nein, darum ginge es mir nicht. Ich habe nur gerade an die Szene gedacht, die von der magischen Kamera aufgezeichnet wurde. Sie muss sich ja irgendwo hier ganz in der Nähe abgespielt haben.»

«Komisch, daran habe ich auch gerade gedacht», sagte Saskia. «Wie dieser arme Francesco von dem älteren Mann abgekanzelt wurde. Ganz sicher war dieser Mitglied des Golfclubs und gehörte zur damaligen Elite von Zürich. Und da kommt so ein

dahergelaufener Bauarbeiter daher und will seine Tochter zur Frau. Völlig undenkbar! Geradezu eine Beleidigung für einen ehrbaren Angehörigen des gehobenen Bürgertums! Ich bin sicher, genau so hat das damals dieser Typ gesehen und das auch noch völlig normal gefunden.»

«Was heisst hier damals?», wandte Manuel ein. «Herrschaftliches Klassenbewusstsein und damit verbundenen Standesdünkel gibt es bis heute, wie deine Geschichte vom Golfclub beweist. Gut, vielleicht ist heute alles nicht mehr so schlimm und ausgeprägt. Aber damals, als die Verhältnisse noch festgefügter waren, war der Alte über das Ansinnen von Francesco sicher reichlich empört. Und als ihm dieser dann, wie in der zweiten Aufnahme festgehalten, auch noch damit drohte, einen Skandal auffliegen zu lassen, kann in ihm durchaus der Entschluss gereift sein, sich diesen frechen Kerl endgültig vom Hals zu schaffen. Ein Mord, oder jedenfalls ein Auftragsmord, wird damit immer wahrscheinlicher. Oder findest du nicht?»

«Doch, doch», beeilte sich Saskia zu sagen. «Ich glaube ganz entschieden an diese Theorie. Bloss ist sie bis jetzt nur eine Theorie, uns fehlen die Beweise.»

«Und der Täter, beziehungsweise Auftraggeber», ergänzte Manuel. «Und deshalb bin ich ja auf die Idee gekommen, die Kamera hier noch einmal in die Vergangenheit zu schicken, in die Zeit direkt nach jener der ersten Aufnahme. Vielleicht erfahren wir ja so etwas Nützliches.»

«Aha, jetzt verstehe ich», sagte Saskia. «Dazu müssten wir auf den Platz selbst. Die Kamera kann ja nur in der Zeit reisen, nicht aber im Raum. Sie muss sich also unweit jenes Ortes befinden, in dem früher mal das Geschehen stattfand. Und dazu müssten wir auf den Golfplatz.»

«So wie vermutlich auch Max Meier, als er die Aufnahme gemacht hat», ergänzte Manuel.

«Moment», wandte Saskia ein. «Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieser Meier Mitglied im Golfclub war. Wie konnte er sich dann auf dem Golfplatz aufhalten, ohne sofort weggewiesen zu werden?»

«Habe ich mir auch schon überlegt», meinte Manuel. «Und überhaupt: Wie konnte Meier die Kamera so platzieren, dass sie nicht sofort bemerkt wurde? Gut, er konnte sie irgendwo verstecken, zum Beispiel in einem Gebüsch. Aber woher sollte er wissen, wo genau vor 50 Jahren ein Busch wuchs?»

«Ja, das mit den Zeitreisen erscheint komplizierter als gedacht, auch dann, wenn man nur eine Kamera in die Vergangenheit schickt», seufzte Saskia. Dann erhellte sich ihre Miene: «Moment, das ist doch alles Quatsch, was wir hier besprechen. Es war doch auf beiden Aufnahmen eindeutig so, dass sie von oben gefilmt worden sind. Wir haben uns bloss so sehr auf die aufgenommenen Personen und auf das, was sie geredet haben, konzentriert, dass uns dieses kleine, aber eben doch sehr wichtige Detail völlig entgangen ist.»

«Stimmt, jetzt, da du es sagst, erinnere ich mich auch», staunte Manuel. «Welche Streiche uns unsere Wahrnehmung und unsere Erinnerung doch spielen können. Ja, die Aufnahmen wurden von schräg oben gemacht. Und das bedeutet...»

»..., dass eine Drohne im Spiel war«, nahm ihm Saskia die Fortsetzung aus dem Mund. «Natürlich, auf die Idee hätten wir schon früher kommen können. Schliesslich ist doch heute eines der wichtigsten Einsatzgebiete von Drohnen das Filmen aus der Vogelperspektive.»

«Aber es gab vor 50 Jahren doch noch gar keine Drohnen», wandte Manuel ein.

«Richtig», bestätigte Saskia. Die Drohne muss also zusammen mit der Kamera von heute aus in die Vergangenheit gereist sein. Das erscheint mir nicht unmöglich. Es geht ja um leblose und eng miteinander verbundene Materie.»

«Du meinst, wer eine Kamera in die Vergangenheit schicken kann, kann dies auch mit der damit verbundenen Drohne machen», wollte Manuel wissen.

«Genau», fand Saskia. «Und deshalb sollten wir das auch machen. Ich glaube, ich weiss unterdessen, wie das gehen könnte. Ich habe mich mehrfach in den technischen Teil des kleinen schwarzen Buchs vertieft und die entsprechende Anleitung einigermaßen verstanden. Und du hast natürlich recht: Den ersten Versuch sollten wir hier auf dem Golfplatz machen, und zwar mit einer Zielzeit direkt nach dem Gespräch in der ersten Aufnahme. Hoffen wir nur, es gibt dann weniger Nebel als jetzt, sonst werden wir nicht viel sehen.»

«Na ja, damit können wir uns dann morgen beschäftigen», meinte Manuel. «Heute geschieht ohnehin nichts mehr, ich muss, wie gesagt, gleich weg. Und die Drohne kann ich ja auch erst morgen mitbringen.»

«Hast du denn eine?» erkundigte sich Saskia zweifelnd.

«Aber sicher», lautete Manuels Antwort. «Meine Eltern kom-

pensieren ihre häufige Abwesenheit gerne mit materiellen Geschenken, und so habe ich neulich eine sehr leistungsfähige Drohne bekommen, an die wir die magische Kamera problemlos hängen können.»

«Also sollte unserem ersten Kameraeinsatz nichts im Wege stehen», fand Saskia.

«Das mit dem Nebel erscheint mir tatsächlich weniger problematisch», nahm Manuel den Faden wieder auf, «schliesslich war es damals nicht Spätherbst, sondern Frühling. Aber etwas anderes beschäftigt mich noch: Hast du keine Bedenken, dass die Ausgespähten die an eine Drohne gehängte Kamera entdecken könnten?»

«Ist die Drohne denn leise?» fragte Saskia zurück.

«Sehr leise», lautete Manuels Antwort, «hörbar ist sie eigentlich kaum».

«Dann sehe ich kein Problem», beruhigte Saskia. «Siehst du, es gibt da eine Raubkatzenart, ich weiss zu meiner grossen Verbitterung gerade nicht mehr, welche. Also, die ist deshalb auch für Menschen so gefährlich, weil sie von Baumkronen aus jagt, also in der Höhe auf ihre Beute lauert. Und die meisten Menschen gucken sehr selten in die Höhe, sie lassen ihre Blicke nur auf dem Boden oder allenfalls noch geradeaus schweifen. So entdecken sie die in der Höhe auf sie lauernernde Raubkatze nicht, mit allen unangenehmen Folgen.»

«Das hiesse», meinte Manuel, «dass die Chance gering ist, dass die Beobachteten in die Höhe blicken und so die Drohne entdecken.»

«Genau», sagte Saskia entschieden. «Und für den unwahrscheinlichen Fall, dass sie es doch tun, sehen sie einfach ein UFO, ein unbekanntes fliegendes Objekt. Solche wurden meines Wissens gerade in jener Zeit häufig gesichtet. Entweder glauben sie an Ufos und werden durch die Sichtung unserer Drohne in ihrem Glauben bekräftigt. Oder sie glauben nicht daran und schreiben das Erlebnis ab, indem sie eine Sinnestäuschung dafür verantwortlich machen. Das kann uns ja dann egal sein.»

Dass dies eine Fehleinschätzung war, die sie noch in grosse Gefahr bringen würde, konnten die beiden in diesem Moment nicht ahnen.

Schwergewicht

Das Clubhaus des Golfclubs wirkte auch an diesem Tag eher wie ein Tempel für Geld, Macht und Einfluss als wie eine Sportstätte. Verstärkt wurde diese herrschaftliche Ausstrahlung dadurch, dass das Gebäude vor einem tiefblauen Himmel im vollen Sonnenschein erstrahlte, während nicht weit unterhalb davon ein Nebelmeer waberte.

Saskia und Manuel hatten kein Auge für derartige architektonische und meteorologische Feinheiten. Viel zu konzentriert waren sie auf den erstmaligen eigenhändigen Einsatz der magischen Kamera. Immerhin registrierten sie mit Genugtuung, dass jene Stelle auf dem Golfplatz, die sie beobachten wollten, weil von dort die erste Aufnahme von Max Meier stammte, ebenfalls knapp über der Nebelgrenze lag, so dass es keine Beleuchtungsprobleme geben würde.

Zur Steuerung der Drohne hatten sie einen gut abgeschirmten Platz gefunden. Nun mussten sie nur noch die Steuerungselemente der Kamera richtig bedienen, und schon konnte es losgehen.

Der Erfinder und Konstrukteur der magischen Kamera hatte ganze Arbeit geleistet. Mit einer Abweichung von wenigen Sekunden landete die an der kleinen Drohne hängende Kamera genau an jenem Punkt auf ihrer Reise zurück in die Zeit, die Saskia und Manuel eingestellt hatten.

Das war der Moment, nachdem der später vermisste Francesco und der nach wie vor unbekanntere ältere Mann sich wegen einer Frau, die offenbar Francescos Geliebte und die Tochter des Alten war, gestritten hatten. Auf der jetzigen Aufnahme sah man, wie Francesco in geknickter Haltung den Schauplatz der Auseinandersetzung verliess, ohne noch einmal zurückzublicken.

Stattdessen trat jetzt eine Frau an die Seite des älteren Mannes. Sie erschien den beiden Beobachtern etwa gleich alt wie der Mann, doch sonst hätte der Kontrast nicht grösser sein können. Er verfügte über eine beträchtliche Leibesfülle, von der auch sein Gesicht etwas abbekommen hatte. Sie dagegen war hager, um nicht zu sagen dürr. Sein Gesichtsausdruck wirkte jovial, auch wenn darin gelegentlich so etwas wie Heimtücke aufblitzte. Der ihrige dagegen zeigte verhärmtete Züge, untermalt von einer hartnäckigen Entschlossenheit. Zusammen erzeug-

ten sie den Eindruck, es handle sich bei ihnen um ein kampferprobtes Paar.

Die Frau legte dem Mann eine Hand auf den Unterarm, was von einer gewissen Vertrautheit zeugte. Dann sagte sie mit einer ziemlich spitz klingenden Stimme: «Na, hast du ihm ordentlich die Meinung gesagt?»

Er antwortete herablassend: «Und ob. Ich habe ihm klipp und klar gesagt, dass eine Verbindung zwischen ihm und unserer Tochter nie und nimmer in Frage kommt. Und ich habe ihm ernsthafte Konsequenzen angedroht, wenn er es noch einmal wagen sollte, unter die Augen unserer Familie zu treten.»

«Und, wie hat er reagiert?», wollte die Frau wissen.

«Ganz sicher bin ich mir noch nicht, ob er die Botschaft wirklich kapiert hat», musste der Mann zugeben. «Aber mit dem werde ich schon fertig. Ich habe schliesslich genug Beziehungen, um ihm das Leben wirklich schwer zu machen.»

«Davon bin ich überzeugt», sagte die Frau, jetzt fast schmeichelnd klingend. «Ich fürchte nur, das eigentliche Problem ist unsere Tochter.»

«Wieso?», wunderte sich der Mann. «Die hat doch einfach zu tun, was wir ihr sagen, und damit basta!»

«Ganz so einfach dürfte das nicht werden», meinte die Frau. «Wenn wir ihr das Zusammensein mit diesem hergelaufenen Halbitaliener einfach so verbieten, könnte sie bockig werden. Sie lässt sich leicht anstecken von diesem neumodischen Gefasel über Selbstbestimmung, vor allem über weibliche.»

«Ach was», blockte der Mann ab, «was dieses linke Pack da so von sich gibt, geht doch an einer ehrbaren Familie wie der unsrigen schlicht vorbei.»

«Wenn du dich da mal bloss nicht täuschst», mahnte die Frau. «Wir kennen doch beide Beispiele, in denen Söhne und Töchter aus sehr gutem Haus angefangen haben zu rebellieren und sich diesem Pack, wie du richtig sagst, anzuschliessen. Ausschliessen würde ich das für unsere Tochter nicht. Immerhin scheint sie in diesen Typen voll verknallt zu sein.»

«Aber der liegt doch gesellschaftlich weit unter ihrem Niveau», zweifelte der Mann.

«Das macht doch gerade den Reiz des Exotischen aus», warf die Frau ein. «Von Frauen verstehst du wirklich nicht viel. Ein Mann, der mit den Händen arbeitet, hat nun mal seine Reize. Und, das muss ich leider zugeben, dieser Francesco, oder wie er

heisst, sieht wirklich gut aus. Insofern kann ich unsere Tochter schon verstehen.»

«Paperlapapp», entrüstete sich der Mann, zu dessen Lieblingswörtern dieser Ausdruck zu gehören schien. «Seit wann spielt denn Aussehen eine Rolle? Du hast mich schliesslich auch nicht deswegen geheiratet.»

«Das stimmt schon», gab die Frau zu. «Nur war einem damals noch völlig klar, dass es bei einer Heirat nicht auf den Grad von Verliebtheit oder erotischer Anziehungskraft ankommt, sondern um handfeste Dinge wie gemeinsame ökonomische Interessen. Heutzutage aber zählen nur noch angebliche Liebesheiraten. Von diesem Zeitgeist ist unsere Tochter ziemlich infiziert, fürchte ich. Und sie könnte sich sogar von uns, also von ihrer Familie, abwenden, wenn wir ihr den Umgang mit diesem Kerl verbieten.»

«Na gut», brummte der Mann, «du kennst dich in solchen Dingen besser aus als ich. Was schlägst du vor? Wir können es doch nicht einfach zulassen, dass unsere Tochter diesen dahergelaufenen Proleten heiratet!»

«Nein, natürlich nicht», beschwichtigte die Frau. «Da sind wir uns völlig einig. Und deshalb müssen wir diesen Kerl aktiv aus ihrem Leben entfernen. Wenn er einfach nicht mehr da ist, wird sie das natürlich eine Zeit lang in tiefe Trauer stürzen. Aber sie wird darüber hinwegkommen und wieder frei werden für eine standesgemässe Beziehung. Das scheint mir die einzig sinnvolle Lösung: Der Kerl muss aus ihrem Leben verschwinden.»

«Und wie stellst du dir das vor?», wollte der Mann wissen. «Soll ich ihn bestechen, damit er von hier verschwindet?»

«Nein, ich fürchte, der lässt sich nicht kaufen», meinte die Frau. «Ich stelle mir das so vor, dass...».

In diesem Moment blickte sie hoch und schien direkt in das Kameraauge zu schauen. Manuel erschrak darob so sehr, dass er sofort den Rückzugsbefehl für Drohne und Kamera gab.

Saskia fand das zwar etwas voreilig, doch dann liess sie sich davon überzeugen, dass man kein Risiko eingehen wolle, entdeckt zu werden. Auch wenn sie deswegen jetzt nicht mehr erfahren hatten, wie die Frau den ungebetenen Bewerber um die Rolle ihres Schwiegersohns konkret loswerden wolle. Immerhin wussten sie jetzt, dass dieses Paar genügend kriminelle Energie aufbringen könnte, um auch eine brutale Entfernung dieses jungen Mannes aus dem Leben ihrer Tochter ins Auge zu fassen und umzusetzen.

Nachdem sie sich die Aufnahme auf Manuels Laptop noch einmal in besserer Qualität angeschaut hatten, als es auf dem Kontrollmonitor der magischen Kamera möglich gewesen waren, fanden sie sich in ihrer Annahme bestätigt, dass dem armen Francesco Conti in ferner Vergangenheit tatsächlich Gewalt angetan worden war. Nur Beweise hatten sie noch immer keine. Vielleicht brauchten sie einfach zusätzliche Aufnahmen. Die erste hatte gezeigt, dass sie sehr wohl in der Lage waren, die magische Kamera ins Jahr 1970 zu schicken und dort allenfalls verdächtige Gespräche aufzunehmen.

Saskia schlug vor, den Schwung zu nutzen und nach dem Muster der ersten Aufnahme herauszufinden, was nach der zweiten von Max Meier geschehen war. Zu diesem Zwecke sollten sie sich zum Schulhaus Juch begeben und auf dem Pausenplatz filmen, was nach der Auseinandersetzung zwischen Francesco und dem älteren Mann geschehen war.

«Aber es wird doch bald dunkel», wandte Manuel ein. «Dann wird es schwierig zu filmen.»

«Ha, fast wäre ich darauf reingefallen», schmunzelte Saskia. «Aber das ist natürlich Quatsch. Entscheidend ist nicht unsere jetzige Tageszeit, sondern die damalige. Und du erinnerst dich sicher, dass es helllichter Tag war, als diese Szene aufgenommen wurde. Das wird sich kurz darauf kaum geändert haben. Und dass es jetzt bald dunkel wird, ist doch gut, dann fällt es weniger auf, wenn wir die Drohne steigen lassen.»

«Und du befürchtest nicht, dass wieder jemand die Drohne entdeckt?», erkundigte sich Manuel. «Die Frau vor allem könnte doch nach dem ersten Erlebnis misstrauischer in die Höhe gucken.»

«Vergiss nicht», beruhigte Saskia, «die erste Aufnahme von Max Meier stammt von Anfang März 1970, die zweite von etwa Mitte April. Dazwischen ist also mehr als ein Monat vergangen, und deswegen hat ihre Aufmerksamkeit sicher wieder nachgelassen.»

«Du hast natürlich recht», meinte Manuel, «aber diese Logik der Zeitreise ist nicht ganz einfach zu kapiern. Ich bin schon wieder fälschlicherweise davon ausgegangen, die zeitliche Realität von damals stimme mit unserer überein, wo nur eine knappe Stunde zwischen den Aufnahmen liegt. Okay, du hast mich überzeugt. Lass uns zum Schulhaus Juch losmarschieren.»

Kaum waren sie dort angekommen, suchten sie sich ein gutes

Versteck für ihr heimliches Tun und legten dann los. Wieder gelang es ohne grosse Mühe, die Drohne mit der Kamera an den richtigen Ort zu steuern, und wieder erwies sich die Steuerung in der Zeit als erstaunlich präzise.

Francesco hatte nach seiner Drohung den Schauplatz offenbar schon verlassen. Dafür trat wieder die Frau, die offenbar die Ehefrau des älteren Mannes war, an dessen Seite. Sie registrierte, dass ihr Mann ungewöhnlich blass war und fragte besorgt: «Was ist los? War das nicht eben dieser unmögliche Kerl, der unsere Tochter will, der bei dir war? Was hat er gewollt? Und wie konnte er dich so erschrecken?»

Saskia wollte für Manuel die schweizerdeutschen Worte ins Hochdeutsche übersetzen, doch dieser winkte ab und schlug vor, erst einmal dem Livedialog zu folgen, etliches verstünde er doch schon.

Der Mann hatte ein Weilchen nachgedacht und sagte dann zerknirscht: «Er hat mir gedroht.»

«Was», empörte sich die Frau, «womit könnte ein solches kleines Würstchen dir denn drohen?»

«Damit, dass er Material über krumme Geschäfte von mir veröffentlichten könnte, wenn ich ihm nicht die Hand meiner Tochter gäbe und erst noch eine ordentliche Mitgift dazu.»

Noch immer halb empört, aber auch schon halb besorgt, fragte die Frau: «Womit könnte er denn eine so unverschämte Forderung durchsetzen? Hast du etwa wirklich krumme Geschäfte gemacht?»

«Ach weisst du», seufzte der Mann, «ich habe dich mit Details meiner Geschäfte ja immer verschont, und ich glaube, du wolltest das auch gar nicht anders. Aber natürlich wird in meinem Geschäftsfeld mit harten Bandagen gekämpft. Wenn es um Grundstücke und die Spekulation damit geht, kommt es schon mal vor, dass man sich am Rande der Legalität bewegen muss.»

«Oder sogar darüber hinaus?», fragte die Frau jetzt echt besorgt.

«Das kann schon sein», musste der Mann zugeben.

«Hat er denn gesagt, um welches Geschäft es geht?», fragte die Frau.

«Nein, natürlich nicht. Er meinte nur, er habe die dazu gehörigen Beweise sorgfältig und sicher versteckt.»

«Könnte es solche Beweise geben?», bohrte die Frau nach.

«Das kann ich leider nicht ausschliessen», seufzte der Mann.

«Ein gewisses Risiko gibt es.»

«Und was wären die Konsequenzen, wenn tatsächlich ein solches krummes Geschäft auffliegen würde?»

«Mit so guten Anwälten, wie wir sie haben, könnte man direkte juristische oder geschäftliche Folgen wohl minimieren. Aber eine Beschädigung unseres Rufs würde vermutlich bleiben. Und eine solche Rufschädigung würde sich mittelfristig sicher nicht positiv auf den Geschäftserfolg auswirken.»

Die Frau überdachte kurz, was sie eben von ihrem Gatten gehört hatte, und sagte dann entschieden: «Also hör mal! Der Ruf der Firma ist das eine. Aber die Firma ist sozusagen identisch mit unserer Familie. Wenn die Firma Dreck am Stecken hat, hat unsere Familie das auch. Und das geht eindeutig zu weit. Stell dir vor, wie das die Chancen unserer Kinder auf dem Heiratsmarkt vermindern würde! Wer lässt schon eine Heirat mit dem Spross einer nicht mehr ganz ehrbaren Familie zu? Jetzt geht es um die Familienehre, und die ist ein heiliges Gut. Wir können es nicht zulassen, dass jemand diese Familienehre beschädigt. Und schon gar nicht, wenn dieser jemand dieser hergelaufene Kerl ist, der uns unsere Tochter rauben will.»

Erstaunt über diesen ungewohnt heftigen Gefühlsausbruch seiner Gattin wand sich der Mann und sagte zerknirscht: «Ich stimme dir ja in allen Punkten zu. Aber was sollen wir denn tun?»

«Was heisst hier wir?», empörte sich die Frau. «Du hast uns diese Situation eingebrockt. Also schau verdammt noch mal auch, wie du wieder rauskommst. Ich erwarte von dir, dass du sofort ein Projekt FE entwirfst und ausführst.»

So derb schien der Mann seine Frau noch nie gehört zu haben. Ziemlich eingeschüchtert fragte er nach: «Projekt FE? Was soll das heissen?»

«Hörst du mir eigentlich zu?», fragte die Frau tadelnd. «FE steht natürlich für Familienehre. Die sollst du retten, wie auch immer. Wobei uns beiden klar sein dürfte, dass dieser junge Mann wegmuss. Und zwar endgültig.»

«Darauf wird es wohl hinauslaufen müssen», sagte der Mann, jetzt schon wieder selbstsicherer. «Und ich glaube, ich habe da auch schon eine Idee, wie das geschehen könnte. Aber ich erwarte von dir, dass du mich dabei unterstützt. Schliesslich geht es auch und primär um unsere gemeinsame Tochter. Ich werde bald eine geeignete Person in unsere Villa einladen und möchte, dass du bei diesem Treffen dabei bist.»

«Klar», klang die Frau schon wieder versöhnt, «das Projekt FE ziehen wir gemeinsam durch.»

Wie, um für diesen Schwur himmlischen Beistand zu erbeten, rollte sie ihre Augen nach oben und blickte dabei verdächtig in Richtung der in einiger Distanz über ihr schwebenden Drohne. Hastig brach Saskia die Aufnahme ab und beorderte die Kamera zurück in die Gegenwart. «Huch, das war knapp», kommentierte sie. «Aber ich glaube, wir haben alles mitgekriegt, was wir brauchen. Lass uns die Aufnahme auf deinen Laptop kopieren und noch einmal anschauen. Dann kann ich dir den Dialog auch noch richtig übersetzen.»

Nachdem sie das getan hatten, waren sie sich einig: Hier war gerade ein Mordkomplott gegen den armen Francesco geschmiedet worden. Allerdings wussten sie noch immer nicht, von wem. Sie hatten zwar Bilder von dem verdächtigen Ehepaar, aber sie wussten nicht, um wen es sich handelte. Wären ihnen solche Bilder in der Gegenwart in die Hände gefallen, hätten sie sich zugetraut, mit einer klugen Internet-Recherche herauszufinden, wer der Mann war, dem immerhin ein gewisser Prominentenstatus zuzutrauen war. Das hätte bedeutet, dass man im Internet Spuren von ihm gefunden hätte. Nur gab es 1970 noch kein Internet. Und vielleicht gab es ja in jener Zeit das eine oder andere Bild von ihm in einer Zeitung, aber keine Zeitung hatte ihr Archiv so lange zurück digitalisiert. Und auf gut Glück stundenlang leibhaftig verstaubte Zeitungsarchive zu durchstöbern, trauten sich weder Saskia noch Manuel zu. Ganz abgesehen von der Frage, mit welcher Begründung sie überhaupt in diese Archive gelangen sollten.

Manuel schlug vor, es im Golfclub zu versuchen, wo der gesuchte Mann ja offenbar Mitglied war, doch Saskia lachte ihn nur aus und meinte: «Als ob zwei Jugendliche wie wir da einfach reinmarschieren und verkünden könnten, wir würden unter ehemaligen Mitgliedern einen Mörder suchen! Nein, das schlag dir mal ganz schnell wieder aus dem Kopf.»

Manuel sah ein, dass das keine gute Idee war. Saskia erwog kurz, ihren Grossvater um Hilfe zu bitten. Doch dafür hätte sie ihm ein Bild aus ihren Aufnahmen zeigen und vor allem erklären müssen, wie sie dazu gekommen war. Das hätte selbst beim ihr sonst wohlgesonnenen Grossvater Misstrauen ausgelöst. Zudem wusste sie, dass dieser zeit seines Lebens eher auf der linken Seite des politischen Spektrums gestanden hatte. Dass

jemand aus diesem Lager mit jemandem, der offensichtlich ein wohlhabender Geschäftsmann war, Kontakt gehabt hätte, erschien ihr eher unwahrscheinlich, zumal sie ja wusste, dass die Mitglieder des Golfclubs immer schon dazu geneigt hatten, sich von der gewöhnlichen Dorfbevölkerung Zumikons abzuschotten. Nein, diesmal konnte ihr und ihnen auch ihr Grossvater nicht weiterhelfen.

Dass er das dann doch konnte, war nur einem ziemlich unwahrscheinlichen Zufall zu verdanken.

Mikroskopische Verpackung

Als sich die beiden das nächste Mal erneut auf dem Dorfplatz trafen, war der Nebel wieder bis nach Zumikon herauf gekrochen und hüllte alles in eine wattige, wenngleich kühle und feuchte Decke. Weil weder er noch sie Lust darauf hatten, länger in dieser Suppe herumzuspazieren, werweissten sie, was sie an diesem Tag gemeinsam unternehmen wollten. Die Kamera wieder auf Zeitreise zu schicken, machte wenig Sinn, solange sie nicht wussten, wo sie ansetzen sollten.

Um Manuel dennoch einen Einblick in wichtige Orte von Zumikon zu ermöglichen, was ja der ursprüngliche Zweck ihres Zusammenseins gewesen war, schlug Saskia vor, ihm zu zeigen, wo sie wohnte. Sie wusste, dass an diesem Nachmittag sowohl ihre Eltern als auch ihr kleiner Bruder nicht zuhause sein würden. Darüber war sie froh, hätte sie doch nach wie vor nicht gewusst, wie und als wen sie Manuel ihren Eltern vorstellen sollte. Diese Peinlichkeit würde ihr erspart bleiben.

Als sie die Dorfstrasse in südwestlicher Richtung entlang gingen, wurde in einem Garten ein Laubbläser angeworfen und verbreitete seinen martialischen Lärm. Sie gingen weiter, bis man wieder das eigene Wort verstehen konnte. Saskia wusste zu berichten: «Wusstest du, dass der Laubbläser vor genau fünfzig Jahren erfunden wurde?»

«Das hätte man von mir aus auch lassen können», fand Manuel. «Aber woher weisst du das?»

«Ach, ich habe das ursprünglich ja nur erfundene Spiel, mich näher mit dem Jahr 1970 zu beschäftigen, einfach mal ernst genommen», erklärte Saskia. «Du weisst ja, das ist das Jahr, in dem mein Schulhaus eröffnet wurde. Dabei bin ich auch auf Ernsthaftes gestossen, das sich 1970 ereignet hat. Etwa den Kniefall des damaligen deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt in Polen zu Ehren der Nazi-Opfer. Mein Grossvater hat mir erzählt, wie sehr ihn diese offene spontane Geste damals berührt hat. Aber eben auch auf Skurriles wie die Geschichte mit der Erfindung des Laubbläfers.»

«Dazu hätte ich auch noch etwas beizutragen», sagte Manuel, hörbar stolz. «Dieses Jahr wird nämlich auch das fünfzigjährige Jubiläum der Krimiserie *‘Tatort’* gefeiert. Auch von dem wurde 1970 die erste Folge ausgestrahlt. Dass ein solches Fernsehformat so lange überlebt hat, ist ein kleines Wunder. Ich schaue mir

ja kaum noch etwas im klassischen Fernsehen an, aber für eine Tatort-Folge mache ich doch häufiger eine Ausnahme. Kennst du die Serie auch?»

«Aber klar doch», meinte Saskia entschieden. «Manchmal darf ich eine Folge sogar zusammen mit meinen Eltern gucken. Sie mögen beide Krimis und lassen mich deshalb jene schauen, die sie für harmlos genug halten. Weil sie wissen, dass ich gerne kriminalistische Rätsel löse. Und vielleicht auch, weil sie mir eine Welt zeigen wollen, in der das Böse immer bestraft wird.»

«Dabei wissen wir doch beide, dass dies nicht immer der Fall ist», gab Manuel zurück. «Das sehen wir doch gerade selber. Selbst wenn wir den vermuteten Mord an Francesco Conti von vor fünfzig Jahren doch noch aufklären sollten, wird dafür niemand bestraft werden. Nein, manchmal habe ich das Gefühl, dass es die Erwachsenen sind, die in einer heilen Kinderwelt leben.»

«Stimmt schon», fand Saskia. «Aber immerhin haben wir noch eine Chance, den oder die Schuldigen im Mordfall Max Meier ihrer gerechten Strafe zuzuführen.»

Sie überquerten die Forch-Strasse und waren plötzlich ausserhalb des besiedelten Gebietes.



Manuel blickte nach Westen über die Felder bis zu einem Wäldchen und meinte: «Ich wusste ja gar nicht, dass Zumikon

nicht nur aus Häusern und allenfalls einem Golfplatz besteht. Das ist ja eine wildromantische Szenerie hier mit diesen Bäumen, die zu tanzen scheinen.»

«Da staunst du, was?», schmunzelte Saskia. «Tatsächlich bekommt man an solchen Orten noch einen Eindruck davon, dass Zumikon die längste Zeit seiner Geschichte ein einfaches Bauerndorf war.»

«Und daraus ist eine Gemeinde mit lauter wohlhabenden Einfamilienhausbesitzern geworden», konstatierte Manuel.

«Na ja, das stimmt natürlich nicht ganz», korrigierte Saskia. «Es gibt schon auch viele Leute, die in Wohnblöcken leben. Die bald fünfeinhalbtausend Einwohnerinnen und Einwohner von Zumikon brächte man kaum in lauter Einfamilienhäusern unter. Aber klar, es gibt schon viele grosse, einzelne Häuser mit entsprechend ausgedehnten Gartenflächen. Ich verstehe, dass das deinen Eindruck von Zumikon geprägt hat.»

«Kommt noch dazu», ergänzte Manuel, «dass die allermeisten Häuser und Gärten sehr gepflegt wirken.»

Saskia lachte: «Mein Grossvater pflegt dem ‹geputzelt› zu sagen.»

Manuel meinte: «Ich glaube nicht, dass das ein hochdeutsches Wort ist, aber ich verstehe den Sinn. Scheint ja ein interessanter Typ zu sein, dein Grossvater. Lebt der eigentlich auch in Zumikon?»

«Sagte ich schon», meinte eine leicht ungeduldig wirkende Saskia. «Aber mehr noch: Er lebt ganz in unserer Nähe, in derselben Siedlung wie meine Eltern und ich. Deshalb sehen wir uns auch oft. Jedenfalls in normalen Zeiten. Jetzt, während Corona, haben wir die direkten Kontakte deutlich reduziert, um ihn zu schützen. Immerhin ist er schon ziemlich alt und gehört deshalb zu den Risikogruppen.»

«Du hast gerade Siedlung gesagt», registrierte Manuel. «Was meinst du damit? Ich sehe hier weit und breit nichts, das mich an eine Siedlung erinnert.»

«Warts nur ab, wir sind gleich da», schmunzelte Saskia. «Aber du wirst tatsächlich keine Siedlung im klassischen Sinne sehen, wo alle Gebäude gleich oder doch wenigstens ähnlich aussehen. Insofern ist das Wort wirklich ironisch gemeint. Man sagt etwas und meint etwas anderes.»

«Jetzt bin ich aber sehr gespannt», fand Manuel. «Hat die Siedlung denn auch einen Namen?»

«Ja», gab Saskia Auskunft. «Aber auch der ist ironisch zu verstehen. Die Siedlung heisst nämlich Seldwyla.»

«Da schau her», staunte Manuel. «Seldwyla wie bei den ‹Leuten von Seldwyla› von Gottfried Keller? Damit haben wir uns nämlich gerade in der Schule beschäftigt. Wir sollten deutschsprachige Schriftsteller mit einem Bezug zu Zürich kennenlernen, und da liegt Gottfried Keller natürlich nahe.»

«Ja, die seinerzeitigen Erbauer der Siedlung haben sich auf den ‹wonnigen und sonnigen Ort› bezogen, als den Keller Seldwyla beschreibt. Das weiss im Seldwyla von Zumikon buchstäblich jedes Kind. Ich habe nur ein paar wenige Novellen aus dem Zyklus gelesen, bei uns ist das natürlich noch kein Schulstoff. ‹Romeo und Julia auf dem Dorfe› fand ich so was von schaurig schön traurig. Und ‹Kleider machen Leute› fand ich zwar sehr altmodisch, aber irgendwie doch lustig.»

«Da hast du dir ja genau die richtigen Erzählungen ausgesucht», staunte Manuel. «Unser Lehrer jedenfalls meinte, diese beiden Novellen würden zur Weltliteratur gehören. Kann ich nicht beurteilen, aber ich fand die Beschreibung der Leute von Seldwyla seltsam, weil sie so gar nicht zu meinem Bild von typischen Schweizern passt.»

«Das kenne ich jetzt nicht», meinte Saskia. «Was steht denn in dieser Beschreibung?»

«Das kann ich dir sogar wörtlich sagen, weil ich die Beschreibung für meine Klassenarbeit auf meinem iPhone gespeichert habe. Das haben wir doch gleich. Ah ja, hier. Ich lese vor:

Sie sind fast schon südländisch temperamentvoll, stets lustig und zu Vergnügungen aufgelegt und nicht wenig leichtsinnig. Was ihnen fehlt, ist Sparsamkeit, Zielstrebigkeit und ausdauernder Gewerbetaus. Lieber lassen sie andere Leute für sich arbeiten, spekulieren mit Wertpapieren und leben auf Borg.

«Also auf Pump», ergänzte Manuel. «Klingt doch wirklich nicht nach arbeitssamen und strebsamen fleissigen Schweizern, oder?»

«Nein», musste Saskia zugeben, «aber es passt zu dem Seldwyla, in dem ich lebe. Mein Vater hat einen Ordner mit Artikeln über diese Siedlung angelegt. Ich habe darin mal geblättert und gelesen, dass manche Kritiker mein Seldwyla mit dem Begriff Feriensiedlung verunglimpft hätten. Und dass eine Feriensied-

lung keine seriöse Architektur sein könne. Ich suche den Ordner gleich mal raus, wenn wir da sind.»

Mittlerweile waren sie in der Tobelmüli-Strasse angekommen. Manuel sah eine verschachtelte Häuserzeile, ganz in weiss gehalten, mit einer Ausnahme.



«Was ist das denn für ein mittelalterlicher Torbogen?», wunderte er sich.

«Ganz ehrlich, das weiss ich im Detail auch nicht», gestand Saskia. «Aber das können wir gleich nachlesen.»

Als sie in dem Haus angekommen waren, in dem sie zusammen mit ihren Eltern lebte, ging sie zielstrebig in das Büro ihres Vaters und suchte den Ordner, von dem sie gesprochen hatte. Sie fand ihn rasch und ebenso jenen Artikel, den sie für den informativsten hielt. «Hier», erklärte sie, als sie Manuel den Artikel überreichte, «dieser Beitrag ist in der NZZ vor zwei Jahren zum vierzigjährigen Jubiläum von Seldwyla erschienen. Ich glaube, da steht auch etwas über den Torbogen drin, über den du dich gewundert hast.»

«Könntest du mir nicht jene Passagen daraus vorlesen, die du für wichtig hältst?», bat Manuel. «Erstens geht das schneller, und zweitens mag ich deine Stimme.»

Saskia war wegen dieses Kompliments angenehm verlegen

und beeilte sich, Manuels Bitte nachzukommen, indem sie einige Passagen vorlas:

Titelzeile: Die Siedlung Seldwyla im Kanton Zürich stiess unter Architekten auf Ablehnung. Die Bewohner lieben sie trotzdem.

Einleitung: Das vor 40 Jahren bei Zumikon erbaute Dorf entzieht sich einer architektonischen Kategorisierung. Seldwyla war aber ebenso ein gesellschaftliches und kulturelles Experiment. Das Modell funktioniert bis heute.

Mitte der sechziger Jahre verspüren mehrere Architekten, die sich vom Studium an der ETH Zürich kurz nach dem Krieg kennen, den Wunsch, ein Haus für die eigene Familie zu bauen. Sie wollen ihn indes nicht jeder für sich verwirklichen, sondern gemeinsam im Rahmen eines neuen Dorfes. Schon 1967 geben sie diesem den ironischen Namen Seldwyla, nach dem »wonnigen und sonnigen Ort« in Gottfried Kellers Novellenzyklus. Die Suche nach einem geeigneten Stück Land dauert aber mehrere Jahre. Fündig wird die Gruppe unterhalb von Zumikon am Hang zum Küsnachter Tobel.

Verspielte Architektur: Der Hauptzugang führt durch ein Relikt, einen Steinbogen der Fleischhalle an der Limmat als stummen Protest gegen deren Abbruch 1962.

»Aha, da haben wir es doch«, unterbrach Manuel Saskias Lesefluss. «Ich habe zwar keine Ahnung, was die Fleischhalle war, aber ich verstehe jetzt, dass der Einbau des Torbogens hier ein stummer Protest gegen einen Abbruch war. Interessante Idee. Aber lies doch bitte weiter.» Was Saskia gerne tat:

Der Dorfplatz ist abschüssig, nicht asphaltiert, sondern mit gelblichem Mergel bedeckt, denn Autos gibt es hier nicht. Von hier aus führen schmale, teilweise verwinkelte Wege in alle Richtungen. Es gibt eine Untergasse, vorbei an zahlreichen Hauseingängen, zum Spielplatz. Die Obergasse verengt sich zu einem schmalen Durchgang, der direkt in den nahen Wald führt.

Die weissen Aussenwände erinnern ans Mittelmeer, die Satteldächer eher an alpine Zonen. Die Häuser sind eng ineinander verschachtelt, es gibt Erker, Türmchen, Arkaden, Säulen. Kein Gebäude gleicht dem anderen, hier hat keine Wohnung, kein Garten einen rechteckigen Grundriss. Dennoch ergibt sich ein einheitliches, stimmiges Bild. Es hat viel rohes Holz, von den Fenstereinfassungen bis zu den vielfältigen Dachkonstruktionen. Die Assoziationen, die Seld-

wyla hervorruft, sind immer wieder anders. Mal erinnert die Siedlung wegen der Hanglage an ein Dorf in den Alpen, dann wecken die weissen Mauern mediterrane Gefühle.

»Ich kenne keine andere Siedlung, in der jedes Haus derart individuell gestaltet ist«, sagt Rudolf Guyer; anderswo habe man einfach zwei oder drei verschiedene Haustypen aneinandergebaut. Das Architektenehepaar Esther und Rudolf Guyer, 87 und 89 Jahre alt, war von Anfang an dabei und lebt seit über 40 Jahren in Seldwyla.

Saskia holte einen Moment lang Luft und las dann weiter:

Das Paar unterstützte die Vision von Rolf Keller, dem eigentlichen Erfinder von Seldwyla. Der Architekt stellte die Gemeinschaft und die Bedürfnisse der Bewohner in den Vordergrund. Der Mensch solle sich ein individuelles Nest einrichten, so sein Credo, und sich gegen aussen selber darstellen können und zu Hause vorfinden, was er heute in Altstadtquartieren und Erholungsgebieten suchen müsse: eine »belebte, optisch reizvolle bauliche Umwelt und Kontakte mit der Natur«, sagte Keller 1978 zur NZZ und sprach vom »Mut zum Gemüt«.

Die Gilde der Architekten aber empfand Seldwyla als Infragestellung. Rolf Keller, der in den sechziger Jahren mit drastischen Bildern und markigen Worten »Bauen als Umweltzerstörung«, so der Titel seines Buches, gebrandmarkt hatte, geriet selber in die Kritik. Den Erbauern von Seldwyla wurde mangelndes historisches Bewusstsein vorgeworfen. Nicht das Dorf, die Stadt müsse Vorbild sein, hiess es. Es sei ein allzu einfacher Ausweg, weiter in der Stadt sein Geld zu verdienen und sich am Feierabend in eine ländliche Idylle zurückzuziehen.

Manche Kritiker hätten mit dem Begriff Feriensiedlung zum Ausdruck gebracht, dass dies keine seriöse Architektur sei, sagt Esther Guyer. Dabei sei der Bezug zu Ferien doch positiv. In den Anfängen reisten Interessierte aus Deutschland in Bussen an, um sich Seldwyla anzusehen. Inzwischen betrachte eine jüngere Generation die Siedlung mit etwas anderen Augen, sagt sie.

Vor wenigen Jahren nahm der Schweizer Heimatschutz Seldwyla in seinen Katalog der schönsten Bauten von 1960 bis 1975 auf, als Beispiel, Siedlungsbau nicht als »technisch optimiertes Projekt, sondern als kulturelles Experiment zu verstehen«.

»Das Wichtigste ist doch, dass Seldwyla weiterbesteht«, sagt Esther Guyer. Das sei vor 40 Jahren nicht sicher gewesen. Neue Be-

wohner integrieren sich in die Gemeinschaft, oft haben die Kinder das Haus der Eltern übernommen.

«Wow!», kommentierte Manuel, nachdem Saskia ihre Lesung offenkundig beendet hatte. «Da lebst du ja wirklich an einem interessanten Ort. War das denn bei euch so, dass die Kinder das Haus der Eltern übernommen haben?»

«Ja», bestätigte Saskia. «Mein Grossvater war von Anfang an dabei. Seine Frau, also meine Grossmutter, ist leider ziemlich früh verstorben, und so hat er sein Haus meinen Eltern vermacht, als sich bei denen Nachwuchs ankündigte. Er selbst ist dann in eine der kleineren Wohnungen gezogen.»

«Verstehe», sagte Manuel. «Was ich aber nicht ganz verstehe, ist, wie sich dein Grossvater hier ein Haus leisten konnte. Hastest du nicht gesagt, er sei sein Leben lang Lehrer gewesen? So viel ich weiss, verdienen Lehrer in der Schweiz ganz gut. Aber hat das zum Kauf eines Hauses gereicht?»

«Nicht ganz», gab Saskia zu. «Aber sein Vater, also mein Urgrossvater, war Landwirt in Zumikon. Keiner von den grossen, aber sein Landbesitz hat ausgereicht, um zu ordentlich Wohlstand zu kommen, als die Nachfrage nach Bauland explodierte. Und mit dieser Erbe konnte mein Grossvater dann das Ding hier finanzieren. Ob er das heute noch könnte, weiss ich nicht. Ich habe neulich gehört, dass ein Haus hier aus der Siedlung für rund drei Millionen zum Verkauf steht.»

«Das ist allerdings eine Menge», meinte Manuel. «Aber jetzt zeig mir doch bitte ganz Seldwyla. Ich bin nach dem, was du vorgelesen hast, richtig neugierig darauf geworden.»

Saskia erfüllte diese Bitte gern. Nachdem sie einen Rundgang durch die in jeder Beziehung schräge Siedlung gemacht hatten, kehrten sie zum Haus zurück, in dem sie lebte. Manuel kommentierte: «Doch, ich kann mir gut vorstellen, dass man sich hier wohlfühlen kann, auch wenn manches an Seldwyla sicher gewöhnungsbedürftig ist. Aber auf jeden Fall ist es mal was anderes, und das gefällt mir sehr. Was angeblich mal irgendwelche Architekten daran zu bemängeln hatten, weiss ich wirklich nicht.»

«Ich glaube, Erwachsene kritisieren andere gern aus purem Neid», meinte Saskia altklug. «Vielleicht war das ja hier auch so.»

«Kann gut sein», fand Manuel. «Ich beneide dich jedenfalls fast ein bisschen darum, hier in Seldwyla leben zu können. Aber natürlich nur fast...»

Neben der Haustür stand ein Kästchen aus Holz, das sie beim Rausgehen übersehen hatten. Auf dem Kästchen lag ein Zettel. Saskia nahm ihn und las:

Liebe Saskia

Du hast doch neulich gesagt, du würdest dir ein Mikroskop wünschen. Dabei kam mir in den Sinn, dass ich vor ewigen Zeiten mal eines besessen hatte. Nach einigem Stöbern habe ich es tatsächlich gefunden, noch in der Originalverpackung. Ich habe es kaum gebraucht. Es ist also fünfzig Jahre alt, aber noch bestens im Schuss. Du kannst es gerne haben. Viel Spass damit!

Bis bald, dein Grossvater

Saskia erklärte Manuel kurz, worum es ging. Dann gingen sie ins Haus, um sich das Geschenk anzusehen. Das Kästchen, in dem das Mikroskop lag, war mit Zeitungspapier ausgekleidet. Saskia legte das Gerät beiseite und griff zum Zeitungspapier, das als Polsterung diente. «Du weisst doch», sagte sie zur Erklärung, «ich habe da einen Tick. Immer, wenn ich etwas Gedrucktes sehe, muss ich es sofort lesen.»

«Tu dir nur keinen Zwang an», sagte Manuel tröstend, «ich habe auch solche seltsamen Ticks. Also lies ruhig in dieser alten Zeitung.»

Saskia blätterte ein wenig und rief freudig überrascht: «Hier ist ein Bericht über die Eröffnung des Schulhauses Juch. Ein langer. Und für die nächste Seite sind Fotos von diesem Ereignis angekündigt. Das muss ich mir ansehen.»

Sie vertiefte sich in die Fotogalerie und stiess einen Schrei der Überraschung aus: «Den Typen hier kennen wir doch. Schau nur!»

Manuel besah sich das fragliche Bild und stellte fest: «Du hast recht. Das ist der ältere Mann von den Aufnahmen aus dem Jahr 1970.»

Auftragserteilung

«Warte, zu diesem Bild gibt es eine Legende», sagte Saskia und las vor: «Der Zumiker Bauvorsteher im angeregten Gespräch mit dem Küsnachter Unternehmer Moritz Gabathuler.»

«Wunderbar», fand Manuel, «jetzt haben wir wenigstens einen Namen und einen Wohnort. Warte, ich schaue mal schnell im Netz nach, ob es dieses Unternehmen noch gibt.» Nach wenigen Augenblicken des Wischens und Tippens rief er triumphierend: «Tatsächlich! Die Bau- und Immobilienfirma Gabathuler scheint in Küsnacht ein grosses Ding zu sein. Und hier, unter dem Stichwort Geschichte, steht doch tatsächlich, dass die Firma in den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts von Moritz Gabathuler gegründet wurde. Sie blieb im Familienbesitz und wird heute in dritter Generation von Alex Gabathuler geführt.»

«Moment mal», unterbrach Saskia, «den Namen kenne ich doch. Alex Gabathuler ist im Gespräch als Kandidat für die Wahlen in den Zürcher Regierungsrat, natürlich für die bürgerliche und wirtschaftsliberale Partei, die hier am rechten Zürichseeufer, auch Goldküste genannt, immer noch eine wichtigere Rolle spielt als anderswo. Zeig mir doch bitte ein Bild von ihm.»

Manuel tat wie geheissen und fragte erstaunt: «Woher weisst du denn so was? Seit wann interessiert sich ein dreizehnjähriges Mädchen für kantonale Politik?»

Saskia besah sich das Bild, nickte zustimmend und beantwortete dann Manuels Frage: «Erstens sind meine beiden Eltern und mein Grossvater sehr an Politik interessiert und reden am Familientisch oft darüber. Zweitens zwingt mich meine Sucht, alles Gedruckte zu lesen, dazu, die Zeitung unserer Familie gründlich zu studieren. Und drittens habe ich zum Glück ein wirklich gutes Gedächtnis und kann mir deshalb solche Dinge leicht merken. Zufrieden mit er Erklärung?»

Manuel bejahte und fügte hinzu: «Auf jeden Fall hat dieser Alex Gabathuler eine Menge zu verlieren. Als erfolgreicher Unternehmer und Politiker kann er sich keine Schädigung seines guten Rufs leisten. Wenn herauskäme, dass sein Vorfahre, der Firmengründer Moritz Gabathuler, einen Mord in Auftrag gegeben hat, könnte das dem Image von Alex massiv schaden. Ja sogar seine Karriere abrupt beenden. Das wäre doch Motiv genug, um den armen Max Meier, der mit seiner magischen Kamera dem Verbrechen von vor fünfzig Jahren auf der Spur war, umzubringen.»

«Oder mindestens umbringen zu lassen», ergänzte Saskia. «Feine Herren lassen lieber andere die Schmutzarbeit machen. Die Frage ist allerdings: Wie konnte der heutige Gabathuler wissen, dass jemand mit einer Zeitreise-Kamera seinem Grossvater auf der Spur war? Das verstehe ich nach wie vor nicht.»

«Ich auch nicht», musste Manuel zugeben. «Deshalb schlage ich vor, dass wir uns zunächst auf den alten Fall aus dem Jahr 1970 konzentrieren. Was uns dazu noch fehlt, ist ein klarer Beweis dafür, dass dieser Gabathuler damals den Mord an Francesco Conti in Auftrag gegeben hat.»

«Und zwar wahrscheinlich zusammen mit seiner Frau», ergänzte Saskia. «Auf den Aufnahmen, die wir selbst gemacht haben, wirkte sie so, also ob sie die treibende Kraft hätte sein können. Aber es stimmt: Die Aufnahmen von Max Meier und von uns liefern starke Indizien dafür, dass da etwas geplant wurde. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Wir bräuchten eine Aufnahme, die klipp und klar die Auftragserteilung an einen Auftragskiller zeigt.»

«Stimmt», fand Manuel, «aber das könnte schwierig werden. Wir haben ja schon festgestellt, dass wir sowohl einen Ort als auch einen Zeitpunkt für eine solche Aufnahme wissen müssten. Oh, hier habe ich was in Sachen Ort. In der Firmengeschichte von Gabathuler steht <1968 Bezug des neuen Familien-Wohnsitzes am Sonnenrain in Küsnacht>. Kannst du rausfinden, wo die Familie Gabathuler heute privat wohnt?»

Auch Saskia beherrschte den Umgang mit Suchmaschinen und konnte deshalb bald vermelden: «Immer noch dort. Die damals frisch gebaute Familien-Villa ist offenbar der Familien-Sitz geblieben. Ich glaube, da sollten wir suchen.»

«Mein kriminalistischer Spürsinn sagt mir dasselbe», bestätigte Manuel. «Wo liesse sich besser über ein Mordkomplott reden als im Schutz der hohen Mauern und Hecken einer Familienvilla. Wenn es überhaupt eine solche Auftragserteilung gab, dann da. Fragt sich nur wann.»

Saskia dachte so angestrengt nach, dass sich Falten auf ihrem glatten Teenagergesicht bildeten. Dann entspannten sich ihre Züge und sie vermeldete: «Ich glaube nicht, dass zwischen Auftrag und Ausführung viel Zeit verstrichen ist. Am besten suchen wir deshalb in der Zeit kurz vor dem vermuteten Mord.»

«Aber wir kennen doch den Mordzeitpunkt gar nicht», wandte Manuel ein.

«Nein, aber ich kann herausfinden, wann Francesco Conti als vermisst gemeldet wurde. So, wie es in der Beschreibung meiner Tante klang, war er Teil einer typischen italienischen Familie mit engem Zusammenhalt. Zweifellos erfolgte die Vermisstenmeldung also kurz nach seinem Verschwinden. Jetzt müssen wir nur noch rausfinden, wann das war. Ich rufe jetzt einfach noch einmal meine Tante, die Polizistin, an.»

Das tat sie, und Manuel staunte darüber, mit welcher schmeichelnder und gleichzeitig überzeugender Stimme sie ihrer Tante erklärte, die geplante Klassenarbeit über Zumikon im Jahr 1970 würde lebendiger und glaubhafter werden, wenn sie konkrete und stimmige Daten enthielte, zum Beispiel das Datum des Verschwindens von Francesco Conti. Polizistin Graf Miriam hatte die Akte zum Glück noch auf dem Schreibtisch. Deshalb konnte Saskia bald triumphierend vermelden, die Vermisstenanzeige sei wenige Tage nach der Eröffnung des Schulhauses Juch eingegangen, also nur kurze Zeit nach den zweiten Aufnahmen der magischen Kamera.

Die beiden einigten sich darauf, in einem ewigen Kalender im Internet nachzuschauen, welches Datum im in Frage kommenden Zeitraum auf einen Samstag entfallen war. Weil es am wahrscheinlichsten war, dass ein unverfänglich wirkendes Treffen zwischen Familie und möglichen Geschäftspartnern mit brisantem Inhalt am ehesten auf diesen Wochentag zwischen Werk- und Feiertag gelegt worden war, wollten sie die Kamera zunächst zu diesem Punkt in der Vergangenheit schicken. Dafür würden sie einen ganzen freien Nachmittag brauchen. Die Überwachung könnte dauern, und eine Abkürzungsmöglichkeit gab es nicht.

Der übernächste Nachmittag sollte es sein. Der Himmel war zwar bewölkt, aber es regnete nicht. Weder die Kamera noch die sie tragende Drohne sollten also wetterbedingte Probleme bekommen.

Auch sonst schien der Kosmos ihrem Vorhaben günstig gesinnt zu sein. Ein Platz, der ein gutes Versteck bot, und dennoch die ungehinderte Steuerung der Drohne über dem Grundstück der Villa Gabathuler ermöglichte, war rasch gefunden. Und auch zeitlich hatten sie Glück. Kaum hatte die magische Kamera den angepeilten Zeitpunkt am frühen Nachmittag eines späten Aprilsamstags im Jahr 1970 erreicht, und die Bild- und Tonübertragung eingeschaltet, sahen sie das ihnen optisch schon vertraute

Paar, von dem sie jetzt wussten, dass es Gabathuler hiess. Die beiden sassen an einem Gartentisch und tranken Kaffee.

Nachdem sie kurz über die Pläne für den bevorstehenden Sonntag geplaudert hatten, kam Herr Gabathuler auch schon zur Sache: «Du hattest Recht. Es wird höchste Zeit, etwas gegen diesen Conti zu unternehmen. Wie ich höre, schnüffelt er überall rum, um belastendes Material gegen mich zu finden. Die Gefahr wächst, dass er dabei etwas entdeckt. Und das kann ich natürlich nicht zulassen.»

«Wenn ich schon Recht habe: Warum hast du denn bis jetzt nichts unternommen?», stichelte Frau Gabathuler.

«Habe ich doch», gab ihr Ehemann entrüstet zurück. «Gleich kommt ein Spezialist für solche Fälle vorbei, um die Einzelheiten zu besprechen. War gar nicht so einfach, so jemanden zu finden. Im Telefonbuch stehen solche Spezialisten jedenfalls nicht, kann ich dir sagen.»

«Kann ich mir vorstellen», meinte Frau Gabathuler, schon wieder versöhnlich klingend. «Hauptsache, es geschieht jetzt bald etwas. Vergiss nicht, es geht ja nicht nur um deinen geschäftlichen Ruf, es geht auch um das Wohl unserer Tochter. Jeden Tag, den sie länger mit diesem Kerl zusammen ist, stürzt sie noch tiefer ins Elend. Ich habe einen solchen Hass auf diesen Typen, der es wagt, sich in unsere Kreise einschleichen zu wollen. Also Sorge gefälligst dafür, dass er möglichst elegant auf immer verschwindet.»

«Keine Sorge», beruhigte sie ihr Ehemann, «ich habe da schon eine Idee. Ich werde sie gleich mit dem Spezialisten besprechen.»

«Kann ich da dabei sein?», erkundigte sich Frau Gabathuler.

«Wo denkst du hin?», entgegnete Herr Gabathuler verständnislos. «Das sind doch keine Themen für eine Frau! Also zieh dich gefälligst diskret zurück, wenn es so weit ist.»

Manuel schaute ungläubig aus der Wäsche, doch Saskia flüsterte ihm zu: «Das war ganz normal zu jener Zeit. Vergiss nicht, die Frauen hatten in der Schweiz noch nicht einmal das Wahl- und Stimmrecht...» Manuel nickte. Dann wandten sich die beiden wieder der Szenerie im Garten der Villa zu, wo eben von einem Dienstmädchen ein unauffälliger Mann zum Gartentisch geführt wurde. Mit einem Knicks verabschiedete sich der dienstbare Geist, gefolgt von Frau Gabathuler, der man ansah, dass sie bei der folgenden Besprechung gerne dabei gewesen

wäre. Aber die gesellschaftlichen Konventionen waren nun mal stärker.

Der frisch angekommene Gast liess sich von Herrn Gabathuler zu einem kleinen Bier überreden, nicht ohne anzumerken, bei diesem einen müsse es aber bleiben. Schliesslich brauche man in seinem Job einen kühlen Kopf. Daraufhin kam Moritz Gabathuler sogleich zur Sache: «Also, Herr... Ach nein, Ihren Namen will ich mir gar nicht merken. Schliesslich soll es so wenige Hinweise wie möglich auf unsere Verbindung geben. Es reicht mir, dass Sie mir von einem guten Freund aus dem Golfclub als verlässlicher Profi empfohlen worden sind. Ich nehme an, die Telefonnummer, über die wir Kontakt hatten, werden Sie direkt nach unserem Auftrag wieder löschen?»

Der Mann nickte nur, und Herr Gabathuler fuhr fort: «Ein Bankkonto brauche ich von Ihnen auch nicht, haha. Die erste Rate Ihres Honorars erhalten Sie heute in bar, über die Höhe haben wir uns ja schon geeinigt. Und wenn alles geklärt ist, vereinbaren wir heute zum Schluss einen Ort, an dem die zweite Rate deponiert werden wird, wenn Sie erfolgreich waren.»

Ein weiteres Nicken war der einzige Beitrag des Profis zu dieser doch reichlich einseitigen Unterhaltung. Noch einmal ergriff Moritz Gabathuler das Wort: «Hier auf dem Zettel sind die Koordinaten der Zielperson notiert. Ein Foto ist auch dabei, damit Sie diese ganz sicher nicht verwechseln. Der Auftrag lautet ganz klar: Eliminierung, und zwar endgültig. Wie Sie das machen, überlasse ich selbstverständlich Ihnen, Sie sind der Profi. Allerdings habe ich eine klare Vorstellung davon, wie die Überreste der Zielperson beseitigt werden sollen.»

Erstmals hörte man den unscheinbaren Mann sprechen: «Nämlich, wie?»

«Ich habe da einen Metzger an der Hand», lautete die Antwort, «der mir etwas Grösseres schuldig ist. Die Adresse seines kleinen Schlachthofs steht auch auf dem Zettel. Dorthin bringen Sie, spät nachts natürlich, die sterblichen Überreste der Zielperson.»

«Kann ich machen», sagte der Killer. «Es geht mich ja zwar nichts an, aber darf ich fragen, was dort mit der Leiche geschehen soll?»

Herr Gabathuler nahm den ungewohnten Redefluss seines Gegenübers zur Kenntnis und antwortete bereitwillig: «Der Metzger, den ich natürlich schon instruiert habe, wird alles

Fleisch von den Knochen entfernen und zu Schweinefutter verarbeiten. Die Knochen wird er so weit reinigen und bleichen, dass er sie zu einem Skelett zusammensetzen kann, wie es im Schulunterricht gebraucht wird.»

Sein Gesprächspartner wirkte jetzt echt interessiert: «Und wozu dieser Aufwand, wenn ich fragen darf?»

Mit einem verschlagenen, ja bösartigen Gesichtsausdruck antwortete sein Auftraggeber: «Weil ich ein für allemal zeigen will, was jemandem droht, der es wagt, meine Kreise zu stören oder mich gar zu bedrohen. Der wird zum nackten und endgültig toten Skelett.»

«Entschuldigung», sagte der andere, «aber dazu müssten Sie diese Exekution ja öffentlich machen. Das könnte ich nicht gutheissen.»

«Keine Sorge», beruhigte Herr Gabathuler. «Es reicht mir, wenn ich meine Genugtuung heimlich habe. Es wird keine Mitwisser geben, ausser Ihnen natürlich und dem Metzger, aber der weiss, was ihm blüht, sollte er irgendetwas von unserem Handel verraten.»

«Eine letzte Frage, bevor ich gehe. Könnte man nicht das Skelett beim Metzger finden und unangenehme Fragen stellen?»

«Nein», beruhigte Herr Gabathuler ein letztes Mal. «Ich weiss, wie man es in das frisch eröffnete Schulhaus Juch einschmuggeln kann. Dort wird es als ganz normales Instruktionsmaterial für den Unterricht verwendet werden. Niemand fragt dabei nach der Herkunft des armen Wesens, das dieses Skelett mal gewesen ist. Und irgend eines Tages wird es sowieso in einer Rumpelkammer verschwinden und vergessen gehen.»

«Raffinierter Plan», lobte der Profi. «Aber warum wollen Sie es gerade in diesem Schulhaus verstecken?»

«Weil ich mich dafür rächen will, dass ich den Bauauftrag dafür nicht bekommen habe», sagte Moritz Gabathuler unwirsch. «Und damit wäre unser Gespräch beendet. Hier ist der Umschlag mit der ersten Rate samt genauem Lageplan für das Deponieren der zweiten. Alles Weitere liegt jetzt bei Ihnen. Und ich sage bewusst Tschüss und nicht auf Wiedersehen.»

Kaum war der Mann verschwunden, trat Frau Gabathuler zu ihrem Mann und erkundigte sich, wie das Gespräch verlaufen sei. Ihr Mann erklärte, es sei alles geregelt und das lästige Problem sei demnächst aus der Welt geschafft. Die Frau legte dem Mann anerkennend eine Hand auf den Unterarm. Dann blick-

te sie hoch zum Himmel. Irgendein unbekanntes Glitzern dort schien sie irritiert zu haben.

Saskia und Manuel hatten genug gesehen und gehört. Eilends beorderten sie die Drohne samt der magischen Kamera zurück in die Gegenwart und verpackten beides in diese dafür vorgesehene Tasche. Dann zogen sie sich möglichst unauffällig vom Tatort zurück.

Dass ihnen dabei ein unscheinbarer Mann, der aussah wie ein entfernter Nachkomme des Profikillers von 1970, folgte, bemerkten sie nicht.

Selbstgespräche

Jerome Grandits, Sicherheitschef des Gabathuler-Konzerns, hatte es nicht eilig, als er das kleine Nebengebäude der herrschaftlichen Villa von Familie Gabathuler verliess. Zu seinen Aufgaben gehörte nicht nur der Schutz der Firma, sondern auch jener der Besitzerfamilie, und der liess sich nun mal nur realisieren, wenn man in deren unmittelbarer Umgebung arbeitete und lebte, in gehöriger diskreter Distanz selbstverständlich. Heute aber war die ganze Familie ausgeflogen und in Sicherheit. So konnte er in aller Ruhe seine jetzige Aufgabe abschliessen.

Mit einem hochempfindlichen Richtmikrophon konnte er jedes Geräusch mithören, das die beiden Jugendlichen vor ihm verursachten. Mit Genugtuung hatte er mitbekommen, dass das Mädchen, oder die junge Frau, so genau konnte er das nicht unterscheiden, mit Erfolg vorgeschlagen hatte, für den Rückweg von Küsnacht nach Zumikon den Weg durch das Küsnachter Tobel zu nehmen. Das bedeutete zum einen, dass er genügend Zeit haben würde, seine Aufgabe zu erledigen, und zum anderen, dass es dort kaum Zeugen geben würde.

Jerome Grandits hatte einen ausgesprochenen Hang zu Selbstgesprächen. Dieser Drang war ihm schon in die Wiege gelegt worden, und später wurde er dadurch verstärkt, dass er weitgehend allein lebte. Als Sicherheitschef musste er zwar Befehle geben, doch zu echten Aussprachen auf Augenhöhe kam es dabei kaum. Und auch privat gab es niemanden für gepflegte Dialoge. Das störte ihn nicht, er war gerne allein und litt nicht unter Einsamkeitsgefühlen. Im Gegenteil: Im Laufe der Jahre hatte er immer mehr die Überzeugung gewonnen, ein interessanterer Gesprächspartner als er selbst würde ihm ohnehin nie begegnen. In seinem Kopf gab es genügend spannendes Material, um ihn ein Leben lang zu beschäftigen. So lautete seine Einschätzung, weshalb er sich ungehemmt seinen Selbstgesprächen widmen konnte.

Es sei denn, er hatte etwas zu beobachten oder zu belauschen. Dann war seine ganze Aufmerksamkeit dahin gerichtet. So wie jetzt, als er zuhörte, was sich die beiden Jugendlichen vor ihm auf dem Weg durchs Küsnachter Tobel zu sagen hatten.

«Willst du dir die Aufnahme von eben noch einmal ansehen?», fragte Manuel. «Soll ich sie auf meinen Laptop überspielen?».

Saskia zögerte einen Moment und sagte dann: «Nein, das wird nicht nötig sein. Schliesslich haben wir alles erfahren, was wir wissen wollten. Dieser Moritz Gabathuler hat ganz offenkundig einen Profikiller damit beauftragt, den lästigen Verehrer seiner Tochter umzubringen.»

«Und er hat dafür gesorgt», nahm Manuel den Faden auf, «dass die Leiche von Francesco Conti genau so entsorgt wurde, wie wir das vermutet haben. Das Skelett im Keller des Schulhauses Juch, das wir gesehen haben, ist jenes des Mordopfers von damals.»

«Wusste ich es doch, dass unsere durch Händchenhalten geförderte gemeinsame Intuition etwas taugt», sagte Saskia mit einem Anflug von Koketterie. «Vielleicht sollten wir das wiederholen, damit uns diese gemeinsame Intuition sagt, was wir jetzt tun sollen.»

«Das ist in der Tat schwierig», seufzte Manuel. «Wir können ja schlecht zur Polizei gehen und ihr unsere Aufnahmen vorspielen. Entweder würden sie uns nicht ernst nehmen oder an einen schlechten Scherz glauben. Und im unwahrscheinlichen Fall, dass sie uns doch glauben würden, kämen wir ganz schön an die Kasse, weil wir wichtiges Beweismaterial unterschlagen haben.»

Saskia stimmte zu: «Ja, das lassen wir wohl besser. Was wäre denn schon gewonnen, wenn die Polizei uns glauben würde? Alle Akteure von damals, das Ehepaar Gabathuler, der Profikiller und der Metzger, sind sicher längst tot. Niemand kann also mehr zur Verantwortung gezogen werden. Der Mord an Francesco Conti wird auf ewig ungesühnt bleiben!»

Manuel hatte Saskia gar nicht so viel gefühlvolles Pathos zugetraut. Irgendwie rührte ihn das, weshalb er tröstete: «Immerhin wissen wir beide jetzt, was sich damals zugetragen hat. Vielleicht gibt das dem armen Mordopfer ja nachträglich doch so etwas wie ein bisschen Genugtuung.»

«Wenn du meinst», fand Saskia. «Dann schliessen wir dieses Kapitel mit ein wenig Trost. Und geniessen den Rest dieses schönen Spätherbsttages. Ich könnte dir zum Beispiel das Drachenloch zeigen. Es liegt direkt an unserem Weg.»

«Drachenloch?», wunderte sich Manuel.

«Ja, auch Drachenhöhle genannt», gab Saskia Auskunft. «Liegt übrigens auf dem Gebiet der Gemeinde Küsnacht. Die Grenze zu Zumikon überschreiten wir erst danach etwas weiter oben.»

Schon hatte Manuel sein iPhone gezückt und meinte lachend: «So, wie du alles lesen musst, was dir vor die Augen kommt, ist es mein Tick, sofort im Internet nachzuschauen, wenn ich von etwas höre, das ich noch nicht kenne. Und voilà, hier habe ich schon etwas gefunden:

Im mittleren Teil des Künsbacher Tobels liegt das nach einer Sage benannte Drachenloch; eine mehrere Meter tiefe Höhle in der rechten Seitenwand des Tobels, wo abgelagerter Eiszeitschotter aus löchriger Nagelfluh ausgewaschen wurde.

«Weisst du etwas von einer solchen Sage?»

«Leider nein», gestand Saskia, «aber ich habe eine profanere Erklärung für den Namen dieser Höhle.»

«Nämlich?»

«Wie ich von meiner Familie weiss, gab es in früheren Zeiten mehrere Überschwemmungen des Bachs, an dem wir da gerade entlang gehen. Und eine davon muss in Künsnacht so fürchterliche Verwüstungen angerichtet haben, dass man sich das Übel nur mit dem Wirken eines bösen Wesens, wie eben eines Drachens, erklären konnte.»

«Schöne Geschichte. Aber wie dem auch sei, das würde ich mir tatsächlich gerne ansehen. Mehrere Meter tief klingt verlockend. Muss man da viel klettern?»

«Nein, das schaffen wir spielend. Wir können ja die Tasche mit der Drohne am Wegrand gut verstecken, dann müssen wir sie nicht mit hoch schleppen.»

«Gut. Aber vorher muss ich noch meiner Sucht nachgehen und nachlesen, was genau eigentlich ein Drache sein soll. Kleinen Moment nur. Hier ist es doch schon. Ich lese aus Wikipedia vor:

Ein Drache ist ein schlangenartiges Mischwesen der Mythologie, in dem sich Eigenschaften von Reptilien, Vögeln und Raubtieren in unterschiedlichen Variationen miteinander verbinden. Er ist meistens geschuppt, speit Feuer, hat zwei Hinterbeine, zwei Vorderbeine, zwei Flügel und einen langen Schwanz. Der Drache ist als Fabelwesen aus Mythen, Sagen, Legenden und Märchen vieler Kulturen bekannt; bis in die Neuzeit wurde er als wirklich existierendes Tier angesehen.

In orientalischen und westlichen Schöpfungsmythen ist der Dra-

che ein Sinnbild des Chaos, ein gott- und menschenfeindliches Ungeheuer, das die fruchtbringenden Wasser zurückhält und Sonne und Mond zu verschlingen droht. Es muss von einem Helden oder einer Gottheit im Kampf überwunden und getötet werden, damit die Welt entstehen oder weiterbestehen kann (siehe Drachentöter).

Saskia unterbrach ihn und maulte: «Das weiss ich doch alles schon. Was ist denn nun neu daran?»

Ungerührt las Manuel den Text zu Ende vor:

Dagegen ist der ostasiatische Drache ein zwiespältiges Wesen mit überwiegend positiven Eigenschaften: Regen- und Glücksbringer und Symbol der Fruchtbarkeit und der kaiserlichen Macht.

Während er vorlas, schaute er unverwandt auf seine Begleiterin. Er hatte sie in diesen letzten Tagen auf ihren gemeinsamen Abenteuerreisen irgendwie richtig lieb gewonnen. Als Kumpel und Gefährtin. Jetzt nahm er sie zum ersten Mal auch als weibliches Wesen wahr. In dieser Beziehung war er ein ausgesprochener Spätzünder. Doch jetzt, vielleicht unter dem Einfluss eines Drachens, entdeckte er in sich ein wachsendes Interesse am anderen Geschlecht. Sicher, Saskia war zu jung, um bereits als vollwertiges Exemplar dieser Gattung durchzugehen, doch er ahnte, dass sie sich ihrer weiblichen Wirkung auf das männliche Geschlecht schon ziemlich bewusst war. Anders jedenfalls konnte er den Augenaufschlag, den sie ihm jetzt schenkte, nicht deuten.

Schon war der Spuk vorbei. Saskia rannte wie ein unschuldiges, kleines Mädchen zur Höhle hoch und Manuel folgte ihr lachend.

Jerome Grandits hatte sich das alles aus sicherer Entfernung angeschaut und angehört. Aus jahrelanger Erfahrung wusste er, dass die beiden eine ganze Weile miteinander beschäftigt sein würden. Er hatte also alle Zeit der Welt, um sich innerlich noch einmal die ganze Geschichte zu vergegenwärtigen, die ihn auf die Verfolgung dieser beiden Jugendlichen geführt hatte.

Wenn man wie ich für die Sicherheit eines Konzerns und der dazu gehörigen Besitzerfamilie verantwortlich ist, wie ich es bin, erlebt man allerlei Seltsames. Doch der vermutlich seltsamste Auftrag, der mir in meinem Job je begegnet ist, begann, als der

jetzige Firmenchef, Alex Gabathuler, mir gegen Ende letzten Jahres eröffnete, dass dieses Jahr ein Angriff aus der Zukunft auf ihn erfolgen könnte.

Ich musste ihn ziemlich erstaunt angeguckt haben, ehe er zu einer Erklärung anhub. Er sei, begann er, wie ich wisse, ein ziemlich gläubiger Christ und kenne deshalb seine Bibel. Dabei sei ihm dieses Zitat immer besonders nahe gegangen: *Gott verfolgt die Schuld der Väter an den Söhnen und Enkeln, an der dritten und vierten Generation.*

Wer denn gesündigt habe, erkundigte ich mich vorsichtig, um seine Beichte nicht zu blockieren. Sein Grossvater, antwortete er ohne Umschweife. Dieser habe, übrigens mit Unterstützung seiner Frau, also der Grossmutter, einen jungen Mann mit Einwanderungshintergrund beseitigen lassen. Und als er meinen fragenden Blick sah, präziserte er, ja, das bedeute, dass der Grossvater, Moritz Gabathuler, einem Profikiller den Auftrag gegeben habe, den jungen Mann umzubringen.

Ich konnte das kaum glauben und fragte nach den Hintergründen. Alex Gabathuler erklärte, der junge Mann namens Francesco Conti habe sich unsterblich in die Tochter verliebt, und diese sich in ihn. Aus damaliger Sicht wäre das eine unmögliche Liaison gewesen. Um sie zu erzwingen, habe dieser Conti belastendes Material gegen den alten Gabathuler gesucht. Und weil dieser sehr wohl in allerhand krumme Spekulationsgeschäfte verwickelt gewesen sei, in denen es auch um Bestechung und Drohung ging, sei die Chance gross gewesen, dass derartiges belastendes Material auch gefunden worden wäre. Um den Ruf der Firma und vor allem die Ehre der Familie zu retten, hätten die beiden Gabathulers keinen anderen Ausweg gesehen, als den lästigen jungen Mann zu eliminieren.

Es ginge jetzt also darum zu verhindern, dass Gott die Sünden der Väter an den Enkeln, also an der dritten Generation, räche, erkundigte ich mich vorsichtig, und mein Arbeitgeber bejahte. Wie ich wüsste, plane er einen nächsten grossen Schritt in seiner politischen Karriere, und da wäre es pures Gift, wenn die Öffentlichkeit vom Fehltritt seiner Grosseitern erführe. Das gelte es mit allen Mitteln zu verhindern.

Meine Frage, wie das denn geschehen sollte, war naheliegend. Hätte die Öffentlichkeit damals von diesem angeblichen Auftragsmord gewusst, hätte ich es erfahren. Ich pflege meine Arbeitgeber sehr sorgfältig auszusuchen und checke dabei

alle Reputationsrisiken. Tatsächlich bestätigte mir mein Chef, dass das damalige Verbrechen so gut geplant und ausgeführt worden sei, dass nie jemand etwas davon erfahren habe. Das Verschwinden des Francesco Conti wurde als ungeklärter Vermisstenfall zu den Akten gelegt.

Als ich nachhakte und wissen wollte, warum sich ausgerechnet jetzt, ein halbes Jahrhundert später, etwas daran ändern sollte, erfuhr ich eine schier unglaubliche Geschichte. Es gäbe, erzählte mir Alex Gabathuler, einen Brief seiner Grossmutter an ihren Nachgeborenen im Jahr 2019, also an jene Person, die in diesem Jahr der Familie und der Firma vorstehen würde. Dieser Brief sei über zwei Generationen vom Vertrauensnotariat der Familie gehütet und erst kürzlich an ihn ausgehändigt worden.

In diesem Brief, der nicht lange nach den fraglichen Geschehnissen geschrieben worden sein müsse, habe seine Grossmutter, die er noch als kühle Person mit dem eisernen Willen, Familie und Firma zu schützen, kennengelernt habe, zunächst das Verbrechen gestanden. Sie habe dieses aufgrund ihres christlichen Glaubens einerseits zutiefst bereut und deswegen um ihr Seelenheil gefürchtet, es andererseits aber als unvermeidlich geschildert, weil dadurch Unheil von Familie und Firma abgewendet worden sei.

Erfreut, ja geradezu stolz, habe sich die Grossmutter in dem Brief darüber geäussert, dass es gelungen sei, die ganze Schandtate geheim zu halten. Und eindringlich habe sie beschrieben, dass das in alle Zukunft unbedingt so bleiben müsse, weil nur so das Verbrechen einen Sinn ergäbe.

Ich hatte meinem Arbeitgeber eine ganze Weile aufmerksam zugehört, sah mich aber jetzt doch genötigt, eine Zwischenfrage zu stellen. Was es denn für einen Sinn ergäbe, wollte ich wissen, dass seine Grossmutter nicht einfach den Mantel des Schweigens über allem ausgebreitet habe, statt das Verbrechen in einem Brief zu gestehen. Ob sie damit einfach ihr Gewissen habe erleichtern wollen, oder was?

Die Frage sei nachvollziehbar, fand Herr Gabathuler, aber die Erklärung sei eine andere. Seine Grossmutter habe nämlich berechtigte Sorgen darüber gehabt, die Untat könnte eines Tages doch noch ans Tageslicht gelangen. Und um meine Frage vorwegzunehmen, schildere er mir jetzt, was dazu in dem Brief stünde.

Es habe, so schilderte es die alte Frau Gabathuler, im Jahr 1970 drei Begebenheiten gegeben, bei denen ein aussenstehender

Beobachter und Zuhörer hätte Verdacht schöpfen können. Ihr Mann, der alte Moritz Gabathuler, sei immer dabei gewesen, und sie selbst sei jeweils etwas später dazu gekommen. Das erste Mal, auf dem Golfplatz von Zumikon, habe ihr Mann dem ungebetenen Verehrer ihrer Tochter mit wüsten Konsequenzen gedroht, wenn er diese nicht in Ruhe liesse. Das zweite Mal, bei der Eröffnung des Schulhauses Juch, habe der junge Conti ihrem Mann gedroht, ihn wegen seiner krummen Geschäfte auffliegen zu lassen, wenn er ihm nicht die Hand seiner Tochter, mitsamt einer ordentliche Mitgift, gäbe. Und beim dritten Mal, im Garten der Familienvilla in Küsnacht, habe ihr Mann den Profikiller instruiert.

Ich wandte ein, dass es doch ziemlich unwahrscheinlich sei, dass jemand alle drei zugegebenermassen heiklen Szenen, unerkannt belauscht haben könnte. Doch jetzt nahm die Geschichte, die mir mein Chef erzählte, eine noch viel unwahrscheinlichere Wendung.

In ihrem Brief, so berichtete er, habe seine Grossmutter beschrieben, dass sie in allen drei Fällen, als sie jeweils dazu kam, das Gefühl gehabt habe, sie und ihr Mann würden beobachtet und belauscht. Und zwar nicht einfach wegen leicht beiseite zu schiebender weiblicher Intuition. Sondern aufgrund einer wiederkehrenden Beobachtung.

Jetzt wurde ich wirklich neugierig, hütete mich jedoch, den Redefluss von Herrn Gabathuler zu unterbrechen. Dieser beschrieb jetzt, was seine Grossmutter gemäss eigener Schilderung im fraglichen Brief beobachtet hatte: Sie sei jedes Mal von einem Funkeln in den Augenwinkeln irritiert gewesen und habe deshalb suchend nach oben geblickt, um eine mögliche Quelle für die Lichtspiegelung zu entdecken.

Dabei sei sie jedes Mal fündig geworden und habe, nicht direkt am Himmel, sondern nur einige Meter über dem Boden, ein metallisch glitzerndes Flugobjekt gesehen. Ein bisschen habe dieses ausgesehen wie ein Helikopter, nur in einer Miniaturausführung, und nicht mit einem grossen Rotor, sondern mit vier winzigen. Und an der Unterseite sei ein Objekt befestigt gewesen, das ein bisschen ausgesehen habe wie eine Kamera.

Viel Zeit habe sie nie gehabt, sich das unbekannte Flugobjekt genauer anzusehen, sei es doch jedes Mal blitzartig verschwunden, wenn sie hochgeblickt habe. Sie habe deshalb zunächst an eine Halluzination geglaubt und niemandem etwas von ihrer

Beobachtung erzählt. Erst bei der dritten Erscheinung habe sie sich schliesslich getraut, ihrer Wahrnehmung zu vertrauen.

Ihrem Mann wollte sie sich allerdings auch jetzt nicht anvertrauen, gab es doch gute Gründe zur Annahme, dieser hätte ihre Erzählung als Ausdruck weiblicher Hysterie abgetan. Zu ihrem Glück hatte sie jedoch ein Vertrauensverhältnis zu einem meiner Vorgänger, dem damaligen Sicherheitschef der Gabathulers, entwickelt. Laut dem jetzigen Herrn Gabathuler gab es in der Familie Gerüchte, es hätte sich dabei um mehr als ein sachliches Verhältnis zwischen Chefin und Sicherheitschef gehandelt, doch da tue hier nichts zur Sache.

Entscheidend sei vielmehr gewesen, dass die Grossmutter sich getraut hatte, ihre Beobachtung ihrem Angestellten mitzuteilen. Dieser wiederum beschloss, sie ernst zu nehmen, und nach einer plausiblen Erklärung zu suchen, ohne dafür Pseudoerklärungen wie eine Sinnestäuschung heranzuziehen.

Mein Amtsvorgänger musste ein äusserst interessanter Typ gewesen sein, der sich für alles interessierte, inklusive Gott und die Welt. So wurde er laut Herrn Gabathuler von dessen Grossmutter in ihrem Brief geschildert. Unter anderem verschlang er alles, was es im damals sehr populären Literaturgenre Science Fiction zu lesen gab. Nur so ist es zu erklären, dass er auf eine zwar unwahrscheinliche, aber eben nicht unmögliche und somit trotz allem plausible Erklärung für die Beobachtungen der alten Frau Gabathuler kam.

Wie diese in ihrem Brief an die Nachgeborenen offenbar schilderte, lautete die Erklärung, dass das mehrfach beobachtete unbekannte Flugobjekt aus der Zukunft stammen musste. Irgendwann, so lautete seine Theorie, würde jemand herausfinden, wie man in der Zeit reisen kann. Literarische Beispiele im Bereich von Science Fiction gab es dafür genug. Dass dieser jemand aus der Zukunft in seine, von ihm aus gesehene, Vergangenheit reisen würde, war also nicht ausgeschlossen. Dass jemand mit einer Zeitmaschine leibhaftig in die Vergangenheit reisen könnte, war dabei wegen etlicher vorhersehbarer Probleme eher unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher war es dagegen, dass jemand irgendeine Form von Aufnahmegerät zurück in der Zeit reisen lassen konnte, dort etwas aufnahm, in Bild und Ton, und diese kleinere Form einer Zeitmaschine dann auch wieder zurück in seine Gegenwart beordern würde. Dass es in der Zukunft Fluggeräte mit vier Rotoren auch im Miniaturformat ge-

ben würde, war dabei mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen.

Ich muss zugeben, im ersten Moment war ich ziemlich verwirrt, als ich das alles hörte. Immerhin ist es nicht ganz einfach, die verschiedenen Zeitebenen auseinander zu halten. Was für die Beobachteten Gegenwart ist, ist gleichzeitig Vergangenheit für denjenigen, der die Zeitmaschine losschickt. Und umgekehrt liegt die Gegenwart des Beobachters für die Beobachteten weit in der Zukunft. Ich hatte jedenfalls grossen Respekt vor dem damaligen Sicherheitschef, weil er es fertigbracht hatte, eine derartige zunächst verwirrende, aber bei näherer Betrachtung durchaus stringente Theorie zu entwickeln.

Die alte Frau Gabathuler, die damals noch gar nicht so alt war, überzeugte er jedenfalls damit. Und zwar nicht einfach deswegen, weil es sich um eine hübsche Theorie handelte, sondern weil sie, klug wie sie war, sofort das darin steckende Bedrohungspotential sah. Wenn jemand aus der Zukunft tatsächlich die drei heiklen Szenen aufgenommen hatte, würde daraus belastendes Material entstehen. Und die Absicht, den Auftragsmord an diesem Francesco für alle Zeiten geheim zu halten, wäre ernsthaft gefährdet.

Laut Einschätzung ihres Sicherheitschefs war es zwar sehr unwahrscheinlich, dass diese Form der Zeitreise noch zu ihren Lebzeiten entwickelt werden würde. Sie selbst oder ihr Mann wären also nicht unmittelbar gefährdet. Doch sie kannte den Bibelspruch, wonach die Sünden der Väter sich bis ins dritte und vierte Glied auswirken, und sie wusste, dass dieser Spruch durchaus eine Realität beschrieb. Wollte sie ihren selbst gestellten Auftrag, die Familie auch in Zukunft zu schützen, ernst nehmen, musste sie verhindern, dass die offenbar gemachten belastenden Aufnahmen jemals ans Licht der Öffentlichkeit gerieten.

Ihr Sicherheitsberater und Vertrauter unterstützte sie in dieser Absicht. Ihm war klar, dass die Möglichkeiten beschränkt waren. Mehr als eine Warnung an die Nachgeborenen, etwa in Form eines Briefs, lag nicht drin. Dumm dabei war nur, dass man nicht wissen konnte, an welche Nachgeborenen in welcher Zeit man diese Warnung richten sollte.

Was dann geschah, war laut der Sicht von Grossmutter Gabathuler, wie sie in ihrem Brief beschrieb, eine göttliche Fügung und ein Beweis dafür, dass die göttlichen Mächte auf ihrer Seite standen. Aus meiner Perspektive nahm mein Amtsvorgänger

damals einfach seinen Beruf ernst, als er das Gelände im Villengarten, über dem seine Chefin das unbekannte Flugobjekt hatte schweben sehen, gründlich inspizierte.

Offenbar wurde er dabei fündig. Er muss scharfe Augen gehabt haben, um die kleine Metallplakette im Gras zu finden. Und er musste eine wirklich gute Kombinationsgabe gehabt haben, um festzustellen, dass diese nichts entsprach, was man damals kannte. Ausser, dass die sich darauf befindende Zahlenkombination eine Notiz zu Herkunft und Produktionszeit sein musste. Gut, sicher konnte er nicht wirklich sein. Aber er tat jedenfalls klug daran anzunehmen, diese Plakette stamme vom unbekanntem Flugobjekt, sie sei nicht sorgfältig genug befestigt worden und deshalb abgefallen. So was kommt schliesslich bei Geräten aller Art immer wieder vor.

Wenn diese Hypothesen alle stimmten, enthielt die Plakette einen entscheidenden Hinweis auf das Produktionsjahr des unbekanntem Fluggeräts, nämlich 2020. Von damals, also vom Jahr 1970 aus gesehen, lag das weit in der Zukunft. Aus der Sicht einer Familienmutter dagegen war das gar nicht so weit weg. Dann würden ihre Enkelkinder das Sagen haben. Diese musste sie warnen, ohne sie zu lange unnötig zu beunruhigen. Deshalb beschloss sie, ihren Brief zu schreiben und dafür zu sorgen, dass dieser im Jahr vor dem gefährlichen zugestellt werden würde. Sie traute es, wie sie offenbar zum Schluss schrieb, ihrer Enkelgeneration durchaus zu, dass diese die verbleibende Zeit bis 2020 nutzen würden, um die drohende Gefahr abzuwehren.

So kam ich zu dem Auftrag, den mir der jetzige Herr Gabathuler erteilte. Am Anfang war ich skeptisch und schloss nicht aus, dass sich dessen Grossmutter einfach einen Scherz auf Kosten ihrer Nachkommen geleistet hatte. Oder vielleicht einfach ein bisschen verrückt war. Aber ich spürte, dass ihr Enkel die Sache ernst nahm. Und ich wusste aus langer Berufserfahrung, dass man immer dann, wenn es um Fragen der Sicherheit geht, auch mit dem Unwahrscheinlichsten rechnen muss. Was ich denn auch tat.

Die beiden jungen Leute sind mittlerweile zur Drachenhöhle hochgeklettert und erkunden diese von innen. So weit reicht mein Richtmikrofon leider nicht. Aber ich habe das sichere Gefühl, dass ich nichts Wichtiges verpasse. So, wie sich die beiden angesehen haben, ehe sie die Höhle betraten, vermute ich stark, dass es, falls sie überhaupt reden, eher um unbestimmte

Gefühle geht als um einen ungelösten Kriminalfall. Ich habe also an meinem Beobachtungsposten Zeit und Musse, weiter meinen Erinnerungen und Gedanken nachzuhängen.

Nicht ganz aufgegangen

Eigentlich war der Plan gut, auch wenn er nicht ganz aufging. Mein erster Schritt bestand darin, mein Netzwerk anzupapfen. Ein solches aufzubauen und zu pflegen, ist heutzutage ja die wichtigste Aufgabe eines Sicherheitschefs. Wobei in diesem Fall die Betonung auf Chef lag. Ich beschloss früh, niemanden aus meinem Stab in dieses Projekt einzubeziehen, jedenfalls nicht gleich. Ein Chef, der sich mit Dingen wie Zeitreisen beschäftigte, wäre leicht in den Verdacht geraten, nicht mehr ganz dicht im Kopf zu sein, und das konnte ich mir nicht leisten.

Also streckte ich ganz diskret meine Fühler aus, um von ausgewiesenen Experten zu erfahren, wie das mit dem Reisen in der Zeit aussehe. Das Ergebnis war klar: Im Rahmen der heutigen Physik sind Zeitreisen nicht möglich und damit ausgeschlossen. Was auch bedeutete, dass kein seriöser Physiker und keine ernst zu nehmende Physikerin sich mit dem Thema näher auseinandersetzten. In den offiziellen Kanälen würde man folglich nichts über Zeitreisen im Allgemeinen oder gar über ein konkretes Projekt erfahren.

Allerdings, so erfuhr ich weiter, gab es in der Physik gewisse spekulative Theorien und Modelle, welche die Möglichkeit einer Reise in die Vergangenheit nicht gänzlich ausschlossen, zumal dann, wenn nicht ein ganzer lebendiger Mensch auf die Zeitreise geschickt werden sollte, sondern nur ein kleiner toter Gegenstand wie etwa eine Kamera. Seriöse Forschungsstätten würden sich mit einem solchen Projekt nie abgeben. Doch es sei nicht ganz auszuschliessen, dass ein genialer Einzeltüftler einen entscheidenden Durchbruch schaffen würde. Oder sogar schon geschafft habe, wobei man davon ausgehen könne, dass ein solcher Durchbruch sofort vermeldet werden würde. Da dies bisher nicht der Fall war, sei es reichlich unwahrscheinlich, dass jemand eine Zeitmaschine mit eingeschränkten Funktionen erfunden habe. Sogar sehr, sehr unwahrscheinlich. Aber eben auch nicht ganz unmöglich.

Das war der Moment, in dem ich mich an den berühmten Satz erinnerte, den Arthur Conan Doyle seinem Helden Sherlock Holmes in den Mund gelegt hatte:

Wenn man das Unmögliche ausgeschlossen hat, muss das, was übrigbleibt, die Wahrheit sein, so unwahrscheinlich sie auch klingen mag.

Fakt war, dass die alte Frau Gabathuler ein fliegendes Objekt gesehen und beschrieben hatte, das eindeutig eine Drohne gewesen sein musste. Drohnen gab es damals noch nicht, heute kann sich jedermann problemlos ein derartiges Flugobjekt besorgen. Das sprach klar dafür, dass jemand eine an einer Drohne befestigte Kamera in die Vergangenheit geschickt hatte. Und zwar, wie die abgefallene Plakette verriet, nicht vor dem Jahr 2020.

Fakt war ferner, dass die Kamera zweimal in Zumikon aufgetaucht war, und einmal direkt an Zumikon angrenzend in Küssnacht. Wie mir meine Gewährsleute versichert hatten, konnte eine allfällige Zeitmaschine sich sicher nur in der Zeit bewegen, nicht aber gleichzeitig auch im Raum. Sie musste also am selben Ort losgeschickt werden, an dem sie auch in der Vergangenheit auftauchen sollte. Da der Mensch ein Gewohnheitstier ist, war anzunehmen, dass der geniale Erfinder sein Werk zunächst in seiner vertrauten Umgebung ausprobieren würde. Was wiederum den Schluss nahe legte, dieser Tüftler lebe in Zumikon.

Jetzt galt es, ein Persönlichkeitsprofil der gesuchten Person zu entwickeln. Ich hatte auch dafür Spezialisten herangezogen, denen ich natürlich nicht verriet, worum es genau ging. So kamen etliche Eckpunkte zusammen, nach deren gemeinsamem Auftreten gesucht werden konnte. Die gesuchte Person war demnach vermutlich männlich und lebte allein. Sie war mit einem reichlichen Erbe gesegnet, das ihr ein Leben als Privatgelehrter ermöglichte, oder sie konnte nach einer Frühpensionierung vielleicht nur einfach, aber jedenfalls auskömmlich leben. Eine einschlägige Ausbildung und allenfalls reichlich Berufserfahrung auf einem naturwissenschaftlichen Gebiet zählten ebenfalls zu den Merkmalen einer solchen Zielperson.

Der nächste Schritt bestand darin, die Möglichkeiten von Big Data zu nutzen, um Kandidaten zu finden, die dem Persönlichkeitsprofil möglichst weitgehend entsprachen. Wie genau das mit Big Data abläuft, weiss ich bis heute nicht, nur, dass dabei Daten aus möglichst vielen Quellen möglichst effizient miteinander verknüpft werden. Ich überlasse das liebend gerne den Spezialisten und kümmere mich auch nicht darum, ob jedes Anzapfen jeder Datenquelle wirklich ganz legal ist. Wenn es um die Sicherheit einer anvertrauten Firma oder Familie geht, kann und darf man sich nicht allzu sehr um pingeliges Einhalten von Gesetzen und Vorschriften bemühen, sondern muss manchmal auch in Grauzonen operieren. Selbst wenn diese ziemlich dunkelgrau sind.

Die Operation war jedenfalls ein Erfolg. In Zumikon lebten genau drei Personen, die dem gesuchten Persönlichkeitsprofil mehr oder weniger entsprachen. Der Rest war gutes altes Hacken. Also Suchverläufe im Internet checken, oder Online-Bestellungen. Nachdem wir das eine ganze Zeit lang gemacht hatten, war klar: Nur diese Max Meier konnte der gesuchte Erfinder einer kleinen Zeitmaschine sein.

Leider hatte er uns den Gefallen nicht getan, so etwas wie digitale Baupläne zu hinterlassen. Das wäre natürlich ideal gewesen. Erstens hätten wir damit seine eigene Zeitmaschine wirksam sabotieren können, und zweitens gäbe es in den Unterwelten, mit denen ein guter Sicherheitschef natürlich auch Kontakt haben muss, zweifellos Abnehmer, die bereit wären, mir für solche Pläne so viel zu bezahlen, dass ich für den Rest meines Lebens gut ausgesorgt hätte. Schliesslich braucht es nicht allzu viel Phantasie, um sich auszumalen, welchen Nutzen eine Kamera, die man in die Vergangenheit schicken kann, zum Beispiel im Bereich der Industriespionage haben könnte. Oder bei Erpressungsaktionen aller Art.

Dieser Max Meier schien etwas davon geahnt zu haben. Und von den Möglichkeiten, in jedes digitale System einzudringen. Weshalb er seinem Computer nichts über seine Zeitmaschine anvertraut hatte. Ich nahm an, er habe sehr wohl ein Speichermedium benutzt, vermutlich Papier, was sowohl leistungsfähiger als auch sicherer ist als jede Festplatte. Leider fanden wir keine solchen Aufzeichnungen. Wenn er welche gemacht hatte, dann hatte er sie gut versteckt.

Immerhin hatten wir den gefunden, den wir gesucht hatten. Der nächste Schritt bestand darin, diesen Max Meier zu beobachten. Das erwies sich lange Zeit als eine ebenso aufwändige wie langweilige Tätigkeit ohne jeden Ertrag. Der Meier blieb die meiste Zeit einfach zu Hause und war höchstens mal zum Einkaufen unterwegs. Das war in Corona-Zeiten ein sozial höchst erwünschtes Verhalten, doch wir konnten daraus keinerlei Erkenntnis ziehen.

Trotzdem mussten wir ihn natürlich weiterhin möglichst umfassend beobachten. Wir wussten ja nicht, wann genau er seine Zeitreisekamera losschicken würde, nur, dass er das vermutlich irgendwann im Verlaufe des Jahres 2020 tun würde.

Erst jetzt im Herbst, vor ein paar Wochen, meldete mein Vertrauensmann und Personenüberwacher, Max Meier habe sich

zum Golfplatz begeben und dort ein paar Minuten lang eine Drohne steigen lassen. Damit war für mich definitiv klar, dass ich mich nicht in eine fixe Idee verrannt hatte. Und dass die alte Frau Gabathuler ein reales Ereignis beobachtet hatte. Nun galt es nur noch dafür zu sorgen, dass Meiers Aufnahmen aus der Vergangenheit nicht in falsche Hände gerieten.

Um ganz sicher zu gehen, hiess ich meinen Angestellten, auch die zweite Aufnahmeaktion von Max Meier, die ja beim Schulhaus Juch erfolgen musste, nur zu beobachten und nicht einzugreifen. Das tat er denn auch.

Dann allerdings lief etwas schief. Ich hatte diesen Mitarbeiter für die anspruchsvolle Phase der Beschattung von Max Meier ausgewählt, weil er absolut loyal war und keine überflüssigen Fragen stellte. Selbstverständlich wusste er deshalb nur, dass wir es auf Aufnahmen der Kamera des Beschatteten abgesehen hatten und später weitere Aufnahmen verhindern wollten, nicht aber, dass es sich dabei um Aufnahmen aus der Vergangenheit handelte.

Ich wusste auch, dass dieser Mitarbeiter nicht davor zurückschrecken würde, zu drastischen Massnahmen zu greifen, wenn er es als nötig erachtete. Und da musste er etwas missverstanden haben. Wie er mir berichtete, ehe er untertauchte, beschattete er auftragsgemäss Max Meier, als dieser erneut den Weg zum Schulhaus Juch einschlug. Er hatte diesmal keine Tasche für eine Drohne dabei, aber mein Mann wollte trotzdem wissen, was er vorhatte.

Dabei muss er für einen winzigen Moment unvorsichtig gewesen sein, was ihm nur sehr selten passierte. Jedenfalls führte diese Unvorsichtigkeit dazu, dass er von Max Meier entdeckt wurde. Dieser stellte seinen Verfolger zur Rede und liess dabei durchblicken, er wisse wohl, dass er in böser Absicht beschattet werde. Vielleicht sagte er auch nur, er ahne das. Mein Mann geriet in Panik, die sich noch verstärkte, als Meier eine Kamera zückte, um ein Bild seines Verfolgers zu machen. Wie sich später herausstellte, war es nicht die Kamera, die er in der Zeit reisen lassen konnte, sondern einfach sein Smartphone. Das wiederum konnte mein Mann nicht wissen, war er doch bei seinen Beschattungen nie nahe genug herangekommen, um die fragliche Kamera, von der er wusste, dass er sie eines Tages beschlagnahmen sollte, im Detail sehen zu können.

Als Max Meier sich auf dem einsamen Platz hinter dem Schul-

haus umdrehte, um seinem Verfolger rennend zu entkommen, wusste dieser sich nicht anders zu helfen, als zwei Schüsse aus seiner Pistole auf den Fliehenden abzufeuern. Das Handy mit den Bildern von ihm drauf steckte er ein. Eine kurze Durchsichtung der Kleidung des Toten erbrachte keinen Hinweis auf eine weitere Kamera, weshalb mein Mann den Tatort zügig verliess, allerdings sorgfältig darauf bedacht, keine Spuren zu hinterlassen. Was ihm auch vorzüglich gelang.

Er versteckte sich in unmittelbarer Nähe des Tatorts und rief mich von seinem eigens dafür verwendeten anonymen Handy an, um zu berichten, was geschehen war. Ich war ziemlich frustriert. Natürlich hatte ich auch eine Variante des Plans durchgespielt, in der es nötig werden würde, Meier physisch zu eliminieren, wenn es gar nicht anders ging. Moralische Skrupel konnte ich mir in meinem Job nun mal nicht leisten. Nur hatte der Plan beinhaltet, dass wir in den Besitz sowohl der Kamera als auch der fraglichen Aufnahmen gelangen würden, ehe wir Meier ausschalteten. Beides war nun nicht der Fall.

Der Plan war nicht ganz aufgegangen, und ich wusste, dass das eine Untertreibung war. Ich hatte im Moment keine Ahnung, wie ich trotzdem an die Kamera und die Aufnahmen kommen sollte. Aber ich hatte wieder einmal jenen sechsten Sinn, der einen sehr guten von einem nur guten Sicherheitschef unterscheidet. Und dieser sechste Sinn liess mich meinen Mann beauftragen, gut versteckt vor Ort zu bleiben und abzuwarten, bis die Leiche von Meier gefunden werden würde. Vom Finder solle er Bilder machen und dann verschwinden.

Die Bilder, die er mir eine gute Stunde später übermittelte, erstaunten mich. Gefunden wurde Meiers Leiche von einem seltsamen Pärchen, einem vielleicht knapp volljährigen, schlaksigen Jüngling und einem etwas jüngeren, eher pummeligen Mädchen. Die beiden wirkten nicht wie ein jugendliches Liebespaar, sondern eher wie zwei Kumpel mit ähnlichen Interessen.

Mein Mann hatte erneut Eigeninitiative gezeigt, die in diesem Fall loblich war. Er blieb nämlich in seinem Versteck, bis die Polizei eintraf, die offenbar von dem Mädchen alarmiert worden war. Es handelte sich zunächst um eine einzelne Polizistin, die ihrer Uniform nach zu schliessen zur Dorfpolizei gehörte und nicht etwa zur Kriminalpolizei. Trotzdem nahm sie eine erste grobe Untersuchung des Toten vor und fand dabei dessen Portemonnaie.

Mein Mann filmte alles und verschwand erst, als die Kripo eintraf. Auf dem Film sah ich, dass bei der Durchsuchung des Portemonnaies ein Zettel davon flatterte, den das Mädchen aufhob und einsteckte, ohne ihn der Polizistin zu zeigen.

Das musste nichts bedeuten, konnte aber. Ich musste herausfinden, wer das Mädchen und sein Begleiter waren.

Angepeilt

Wozu gibt es Spezialisten? Und wozu Formen von künstlicher Intelligenz, die immer mehr leisten? Ich sage nur Gesichtserkennungssoftware. Es war buchstäblich ein Kinderspiel, hinter die Identität dieses jungen Mädchens, das altersmässig irgendwo zwischen Kind und junger Frau anzusiedeln war, zu kommen. Auf der Homepage der Schule Zumikon war sie zu sehen. Nicht als Einzelporträt, aber das brauchte es gar nicht. Die Abbildung einer sportlichen Aktivität genügte. Jetzt wusste ich, dass es sich um die dreizehnjährige Saskia R. handelte, die in die sechste Klasse im Schulhaus Juch ging.

Die Identität ihres Begleiters war fast noch leichter festzustellen, hatte er doch in den Sozialen Netzwerken etliche Bilder von sich selbst hochgeladen. Natürlich waren diese Bilder nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, wir mussten sie uns schon beschaffen, um herauszufinden, dass es sich um den siebzehnjährigen Manuel B. handelte, deutscher Staatsangehöriger und erst vor kurzem mit seinen Eltern nach Zollikon gezogen, Schüler der ICS.

Noch einmal, ich kenne die genauen Methoden nicht und will sie auch gar nicht wissen. Aber was im Netz steht, und sei es auch in einer angeblichen geschützten Ecke, ist jenen, die über genügend kriminelle Energie und die nötigen materiellen Mittel verfügen, fast so leicht zugänglich wie unsereinem ein Buch aus einer öffentlichen Bibliothek.

Das gilt übrigens nicht nur für Datenbanken, sondern auch für einzelne Handys. Gerade Teenager legen in der Regel keinen besonderen Wert darauf, dieses aufwändig zu schützen. Sie argumentieren, grösstenteils zu Recht, sie hätten ohnehin keine Daten darauf, die jemanden interessieren könnten. Wenn sich dann aber doch ein Schwein dafür interessiert, ist es nicht besonders schwer, an diese Daten zu kommen.

Das Schwein, das sich für diese beiden Jugendlichen interessierte, weil ihm ein sechster Sinn gesagt hatte, sie könnten etwas mit der verschwundenen Zeitreisekamera und den sich darauf befindlichen Aufnahmen zu tun haben, war natürlich ich. Auf den Handys fanden sich dazu leider keine sachdienlichen Daten. Wenn es zu diesem Thema Kommunikation gab, dann wohl nur im mündlichen direkten Austausch.

Gelegenheit dazu schien es reichlich zu geben. Meine Leute hatten natürlich auch die GPS-Signale der beiden Handys ange-

zapft, womit wir ein exaktes Bewegungsprofil ermitteln konnten. Demnach trafen sich die beiden regelmässig nach Schulschluss und spazierten gemeinsam in Zumikon herum.

Dabei machte dieser Manuel mit seinem Smartphone auch Bilder, die er mit Kommentaren versah. An zwei erinnere ich mich genau. Der Kommentar zu diesem Bild lautete: *Sind Saskia und Manuel nicht ein hübsches Paar?*



Und bei diesem stand: *Wie kann man Zumikon nur so hassen?*



Nun ja, der Geschmack der Jugend. Brauche ich ja nicht zu teilen. Und ebenso wenig brauche ich zu wissen, wie diese beiden Jugendlichen eigentlich zu Meiers Kamera kamen und sie auch noch bedienen konnten. Ich vermute mal, dass dieser Meier doch Notizen gemacht hat, zum Standort seiner Kamera, die er vermutlich gut versteckt hat, und dazu, wie man diese bedient. Ich mache ja selbst Notizen zu Themen, die nun wirklich niemanden etwas angehen, in mein kleines rotes Notizbuch. Vielleicht hatte Max Meier auch so eines, oder vielleicht war seines schwarz. Und dieses kleine schwarze Buch müssen diese Saskia und dieser Manuel irgendwie gefunden haben. Und damit vermutlich auch die Kamera.

Einen Beweis dafür hatte ich bis vor kurzem nicht. Es wäre mir einfach zu aufwändig vorgekommen, die beiden schlicht aufgrund eines Gefühls permanent leibhaftig überwachen zu lassen. Schliesslich hat auch ein Sicherheitschef sein Controlling. Das Tracking ihrer Bewegungen per GPS-Daten musste genügen.

Elektrisiert war ich, als ich erfuhr, dass die beiden an einem Nachmittag innerhalb einer Stunde an zwei neuralgischen Plätzen gewesen waren, nämlich auf dem Golfplatz und beim Schulhaus Juch – zu einer Zeit notabene, zu der eine normale Schülerin dort eigentlich nichts mehr zu suchen hatte. Immerhin waren das zwei der drei Plätze, an denen die alte Frau Gabathuler ein unbekanntes Flugobjekt beobachtet hatte, das kompromittierende Aufnahmen hätte machen können.

In diesem Moment erinnerte ich mich daran, dass Alex Gabathuler, als er mir im Zusammenhang mit diesem Auftrag vom Brief seiner Grossmutter erzählte, ein Detail erwähnt hatte, das ich beinahe vergessen hätte. Demnach hatte seine Grossmutter genau an diesen beiden Schauplätzen ein merkwürdiges Phänomen beobachtet: Das unbekannte Flugobjekt hatte sich jeweils am Himmel befunden, war dann plötzlich weg und tauchte wenige Sekunden später wieder auf, ehe es ganz verschwand. Nur bei der dritten Sichtung im Garten der Villa hatte es dieses Phänomen nicht gegeben. Dort war das Objekt nach dem ersten Verschwinden nicht mehr aufgetaucht.

Für mich gab es jetzt nur eine Erklärung. Max Meier hatte die Aufnahmen vom Golfplatz und von der Schule gemacht, und die beiden Jugendlichen hatten sie gefunden. Warum Meier zu diesen Aufnahmen kam, ob er einen Verdacht hatte oder einfach

aus purem Zufall auf diese belastenden Szenen stiess, werden wir leider nie erfahren, da er dummerweise tot ist und wir ihn nicht mehr befragen können. Doch wie dem auch sei, die Jugendlichen müssen realisiert haben, dass sie da auf brisante Inhalte gestossen waren. Und wenn sie einigermaßen logisch tickten, wovon ich ausgehen musste, dann wollten sie die vorhandenen Aufnahmen ergänzen, um vielleicht noch mehr belastendes Material zu finden. Und was böte sich dafür eher an als der Zeitpunkt direkt nach den schon vorhandenen Aufnahmen?

Das würde, so schloss ich messerscharf, die seltsame Beobachtung von Frau Gabathuler erklären. Erst tauchte die von Max Meier in die Vergangenheit geschickte Kamera am Himmel auf und wurde von ihm wieder zurückbeordert. Kurz darauf war sie wieder da, doch diesmal von den Jugendlichen gesteuert.

Wenn ich den Erzählungen des jungen Gabathulers, der so jung ja auch nicht mehr ist, über den Brief seiner Grossmutter glauben konnte, dann waren die, wie ich jetzt wusste, vermutlich doppelten Aufnahmen vom Golfplatz und vom Schulhaus Juch nicht extrem gefährlich, weil in den Gesprächen dort zwar allgemein darüber gesprochen wurde, diesen Francesco Conti auszuschalten, ohne aber konkret zu werden. Und wer wünscht nicht gelegentlich seinem Feind den Tod an den Hals und äussert das Vertrauten gegenüber auch?

Wirklich gefährlich war nur die Szene im Garten der Familienvilla in Küsnacht. Immerhin wurde dort ein konkreter Mordauftrag erteilt. Und bei dieser Szene gab es keine doppelte Aufnahme. Ich vermutete stark, dass die eine, die es gegeben haben muss, nicht von Max Meier stammt. Dafür starb er zu früh.

Wie diese beiden Jugendlichen herausgefunden hatten, dass es sich bei den Personen auf ihren ersten Aufnahmen um den Unternehmer Moritz Gabathuler aus Küsnacht und dessen Frau handelte, wusste ich natürlich nicht. Ich konnte nur den Hut vor so viel Spürsinn ziehen. Würde sie glatt qualifizieren, in meine Fussstapfen zu treten.

Natürlich schob ich solche Gedanken rasch beiseite. Schliesslich bildeten die beiden nach wie vor eine Bedrohung für meine Auftraggeber. Beziehungsweise das, was sie im Garten der Villa aufnehmen würden. Verhindern konnte ich diese Aufnahme nicht. Sie war ja offenbar geschehen, und ich wollte nicht das ganze Raum-Zeit-Gefüge ins Wanken bringen, indem ich das

änderte. Es würde genügen, ihnen die Aufnahme selbst abzuluchsen. Und dazu musste ich sie auf frischer Tat ertappen.

Das war gar nicht so schwer. Ich musste nur abwarten, bis der GPS-Tracker meldete, die beiden seien in Richtung Küssnacht unterwegs. Das geschah, wie ich richtig vermutet hatte, am nächsten freien Nachmittag der beiden, an dem ich bewusst zuhause im Nebengebäude der Gabathuler-Villa blieb. Selbstverständlich gab es in deren Luftraum Sensoren für allfällig eindringende Drohnen. Als diese anschlugen, war mir klar, dass die beiden Jugendlichen in diesem Moment ihre Kamera fünfzig Jahre zurück in der Zeit schickten.

Sie danach zu entdecken und ihnen auf dem Rückweg nach Zumikon zu folgen, war für mich eine einfache Übung. Bald werde ich zuschlagen, um die Aufnahme an mich zu bringen. Und ich fürchte, ich werde das mit dem Zuschlagen wörtlich nehmen müssen. Solange die beiden plaudern können, bleibt die Bedrohung des guten Rufs der Gabathulers virulent. Und das kann ich nun mal nicht zulassen. Man hat schliesslich ein Berufsethos.

Das Wunder von der Drachenhöhle

Saskia und Manuel hatten die Drachenhöhle fertig besichtigt und sassen jetzt vor dem Eingang, mit dem Rücken an den Fels gelehnt, um vor dem Aufstieg noch etwas Kraft zu sammeln. Manuel fummelte an seinem iPhone herum und meldete dann triumphierend: «Wusste ich es doch, dass ich dazu noch etwas finden werde!»

«Wozu?», erkundigte sich Saskia verwirrt, die mit ihren Gedanken gerade ganz woanders war.

«Zur Sage der Drachenhöhle», sagte Manuel. «Du hast doch vorhin gesagt, es gäbe dazu eine Sage, aber du würdest diese nicht kennen. Hier habe ich sie gefunden, in einem Wandertipp der Forchbahn. Ich lese vor:

Eine gruselige Geschichte für die Kinder: Vor langer Zeit hauste in der Höhle ein Drache. Er verwüstete immer wieder die Häuser im Dorf. Ein frommer Ritter anerbote sich, den Drachen zu töten. Doch die feuerrot glühenden Augen in der Höhle erschreckten ihn so sehr, dass er in Todesangst die Jungfrau Maria zu Hilfe rief, die den Drachen mit einem diamantenen Halsband an die Felswand kettete.

Ach, und hier kommt die Geschichte, die du erzählt hast:

Mit dem wütenden Drachen ist vielleicht auch der Tobelbach gemeint. Im Juli 1778 verwüstete er nach einem starken Gewitter das Dorf, wie schon ein paarmal davor. Die Flut zerstörte viele Häuser, tötete über 60 Menschen und schwemmte aus dem Friedhof Gebeine und Särge in den See.»

«Äh!», schüttelte sich Saskia vor Gruseln. «Gebeine, die in den See geschwemmt werden. Das stelle ich mir lieber nicht vor.»

«Seid wann gruselt du dich vor Knochen?», wunderte sich Manuel. «Die vom Skelett haben dich doch auch nicht gestört. Da warst du für ein Mädchen deines Alters richtig tapfer.»

«Spinnst du jetzt?», regte sich Saskia auf. «Glaubst du wirklich, Mädchen seien weniger tapfer als Jungs? Du hast doch gerade in der Sage gehört, dass nicht der Mann den bösen Drachen besiegt hat, sondern die Jungfrau Maria. Also, was soll der Scheiss?»

«Entschuldigung», murmelte Manuel zerknirscht. «Ich wollte

dich nicht beleidigen. Manchmal stecken einem halt einfach so alte Rollenbilder im Kopf. Dabei brauchst du gar nicht die Dra-chensage zu bemühen. Ein Blick auf uns beide genügt, um zu zeigen, dass wir beide, ein Mädchen und ein Junge, gleich tapfer waren, als es um die Aufklärung eines Mordes in der Vergangenheit ging.»

«Darüber habe ich gerade nachgedacht, während du mit deinem Handy beschäftigt warst», sagte Saskia. «Ja, wir beide wissen jetzt, dass vor fünfzig Jahren ein junger Mann sterben musste, weil er es gewagt hatte, die Kreise einer vornehmen Familie zu stören. Wir haben Licht ins Dunkle dieser bösen Geschichte gebracht. Insofern haben wir den Fall aufgeklärt. Aber für mich würde zur Aufklärung eben auch gehören, dass die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen werden, und dass die Öffentlichkeit erfährt, was geschehen ist.»

«Ich weiss, was du meinst», nahm Manuel den Faden auf. «Beides geht nicht. Die Verantwortlichen leben alle längst nicht mehr, und an die Öffentlichkeit können wir auch nicht gehen. Wer würde uns denn die Geschichte mit der magischen Kamera, die in die Vergangenheit reisen und dort Aufnahmen machen kann, abnehmen?»

«Auf jeden Fall würde man uns diese Kamera sofort abnehmen», ergänzte Saskia. «Sie käme in irgendwelche Forschungs-labors, und wir würden sie nie wiedersehen.»

«Möchtest du sie denn überhaupt weiterhin benutzen?», fragte Manuel mit echter Neugier.

«Ich weiss es nicht», lautete Saskias zögerliche Antwort. «Natürlich war es spannend und hat auch Spass gemacht, fünfzig Jahre zurück zu blicken. Aber was haben wir dabei letztlich entdeckt? Hochmut und Arroganz und Gier.»

«Und richtig böse Taten», ergänzte Manuel, «Mord und Tot-schlag und das weiss gebleichte Skelett eines Toten. Das müsste bei einem weiteren Ausflug in die Vergangenheit nicht unbedingt erneut passieren, aber ich frage mich schon auch, ob man die Vergangenheit nicht besser ruhen lässt. Die Gegenwart ist ja schliesslich auch ganz schön.» Dabei rutschte er unmerklich etwas näher zu Saskia.

Diese bemerkte das noch nicht, weil sie noch einem Gedanken nachhing: «Ja, das mit der Gegenwart beschäftigt mich schon auch. Und dabei stört mich vor allem, dass wir immer noch nicht wissen, wie und warum genau der arme Erfinder der

magischen Kamera sterben musste. Dabei wäre es doch wichtiger, einen Mord aus der Gegenwart aufzuklären als einen aus ferner Vergangenheit.»

«Stimmt», musste Manuel zugeben. «Wir können zwar spekulieren, dass verhindert werden sollte, dass belastendes Material aus der Vergangenheit des Familienclans Gabathuler veröffentlicht wird, um die politische Karriere des jetzigen Familienoberhaupts nicht zu gefährden. Aber so brisant war das Material, das Max Meier aufgenommen hat, doch gar nicht. Und selbst, wenn es an die Öffentlichkeit gekommen wäre, hätte man es als Fälschung abtun können. So etwas ist schliesslich heutzutage ziemlich einfach zu fälschen.»

«Ja», fand Saskia, «ich nehme nicht an, dass man ihm geglaubt hätte, dass die Aufnahmen tatsächlich aus der Vergangenheit stammten. Vielleicht hätte man ihm die Geschichte mit der in der Zeit reisenden Kamera noch eher abgenommen als uns, aber wahrscheinlich hätte man auch ihn als Spinner abgetan.»

Inzwischen hatte Saskia registriert, dass Manuel etwas näher an sie herangerutscht war, stellte aber auch fest, dass er keine Anstalten unternahm, ihr zu nahe auf die Pelle zu rücken. Beides empfand sie als angenehm, was ihr erlaubte, einen weiteren Gedanken auszusprechen: «Sag mal, ich gebe dir ja recht. Es gab wirklich keinen überzeugenden Grund, den armen Max Meier umzubringen. Sein Material war einfach nicht brisant genug. Aber unseres könnte es sein, vor allem das, was wir gerade aufgenommen haben.»

Sie erschrak ob ihrem eigenen Gedankengang, und der Schrecken wurde nicht geringer, als Manuel sagte: «Stimmt. Wir sollten in nächster Zeit sehr vorsichtig sein.»

Zwischen den beiden war gerade noch genug Raum für eine Hand. Saskia ergriff jene von Manuel und legte sie in ihre eigene. Sie genoss eine ganze Weile das daraus resultierende Gefühl von Nähe und sagte dann: «Weisst du noch, wann wir das zum ersten Mal gemacht haben?»

«Sicher weiss ich das noch», entgegnete Manuel verlegen, um dann kühner fortzufahren: «Es war im Keller vom Schulhaus Juch vor dem Skelett. Verrückt, das ist erst ein paar Tage her. Dabei habe ich das Gefühl, wir würden uns schon ewig kennen, und das ist gut so.»

«Das finde ich auch», meinte Saskia. «Und erinnerst du dich noch? Als wir dort Hand in Hand standen, war es so, als ob wir

unseren jeweiligen sechsten Sinn zusammengeschlossen hätten, so dass ein starkes gemeinsames Bauchgefühl entstand.»

«Sicher erinnere ich mich noch», meinte Manuel. «So erkannten wir, dass das Skelett vor uns dem damaligen Mordopfer Francesco Conti gehören musste.»

«Ja, wir sind offenbar beide ein wenig hellseherisch», konstatierte Saskia. «Und zusammen sind wir es ziemlich stark. Spürst du das auch?»

«Du meinst das starke Gefühl, dass uns gerade jemand verfolgt?», fragte Manuel. «Und zwar nicht in guter Absicht?»

«Ja», schluchzte Saskia, «und ich habe Angst. So als ob gleich der Drache mit den rotglühenden Augen aus der Höhle käme.»

«Ich fürchte mich auch», gestand Manuel. «Etwas Bedrohliches nähert sich!»

Instinktiv schlangen die beiden ihre Arme umeinander. Zunächst war das einzige Motiv dafür der Wunsch, beim anderen Trost und Stärke zu finden. Dann fanden beide die Umarmung immer angenehmer. Für einen Moment vergassen sie das drängende Gefühl von Bedrohung und fanden sich in einem so zarten wie unschuldigen Kuss wieder.

Als sie sich nach einer beiden unendlich lang erscheinenden Zeit voneinander lösten und von einem Geräusch aufgeschreckt zum Wanderweg unterhalb von ihnen blickten, sahen sie einen Mann auf sich zukommen. Der Mann selbst wirkte unauffällig und keineswegs bedrohlich. Äusserst bedrohlich dagegen wirkte die Waffe, die er in der Hand hielt und auf die beiden Jugendlichen richtete.

Der Sicherheitschef der Gabathulers konnte es auch jetzt nicht lassen, seine Selbstgespräche fortzuführen: «Verdammt, was ist das denn? Ich fühle mich plötzlich ausserstande, meinen Auftrag zu Ende zu bringen. Das darf doch nicht wahr sein. Schliesslich bin ich ein abgebrühter und mit allen Wassern gewaschener Profi, der keine Sentimentalitäten und schon gar keine Gewissensbisse kennt. Und für einen finalen Schuss abzudrücken, oder auch für zwei, hat mich noch nie gestört. Warum hemmt mich jetzt plötzlich etwas? Nur weil ich den unschuldigen Kuss von zwei Jugendlichen gesehen habe? Ja, das muss es gewesen sein.»

Plötzlich wurde mir klar, dass ich drauf und dran war, das Leben von zwei ganz jungen Menschen auszulöschen, von Men-

schen, die ihr ganzes Leben noch vor sich haben. Und so etwas wie eine innere Stimme sagte mir, dass ich das nicht tun dürfe. Die Familienehre der Gabathulers würde eine solche Tat nicht aufwiegen. Und mein zugegebenermaßen gutes Gehalt schliesst eine solche Untat nicht mit ein.

«Berufsethos? Pah. Meine persönliche Ehre ist wichtiger. Ja, noch vor wenigen Minuten habe ich geglaubt, es müsse sein, diese beiden zu eliminieren. Doch jetzt kann ich das nicht mehr tun. Das Wunder von der Drachenhöhle hat mich gewandelt.»

Saskia und Manuel fiel ein Stein vom Herzen, als der Mann die Waffe sinken liess und sie einsteckte, ehe er auf sie zu kam.

Der Deal

«Hallo Saskia, hallo Manuel», sagte der Mann zur Begrüssung nicht unfreundlich.

«Woher wissen Sie unsere Namen? Und wer sind Sie?», fragte Manuel. Und Saskia fügte eine weitere Frage hinzu: «Warum haben Sie uns mit einer Waffe bedroht?»

«Das sind jetzt gleich ein paar Fragen auf einmal, findet ihr nicht?», schmunzelte der Mann. «Ich darf euch doch noch du sagen. Also, wenn ihr nichts dagegen habt, beantworte ich eure Fragen. Entschuldigt bitte zunächst, dass ich euch meinen Namen nicht sage. Der tut hier nichts zur Sache. Ich kann euch aber sagen, dass ich der Sicherheitschef der Firma Gabathuler bin. Und auch der von der Besitzerfamilie. Über deren Villa ihr heute Nachmittag habt eine Drohne kreisen lassen. Ihr wisst schon, dass man das bei einem Privatgrundstück nicht machen darf?»

Die beiden Jugendlichen erbleichten, und der Mann hatte sie dort, wo er wollte: «Also jedenfalls ist es verboten, Privatpersonen ohne deren Einverständnis zu filmen. Gut, ich gebe zu, es wäre eine juristisch knifflige Frage, ob dieses Verbot auch gilt, wenn man nicht Personen filmt, die jetzt anwesend sind, sondern solche, die vor einem halben Jahrhundert dort im Garten waren.»

Manuel erbleichte noch mehr und stammelte: «Sie wissen also Bescheid?»

«Ja», antwortete der Mann kurz und knapp.

Mittlerweile hatte auch Saskia ihre Stimme wieder gefunden: «Aber wie ist das möglich? Wie können Sie oder die Gabathulers wissen, dass ihre Vorfahren heimlich von einer Kamera gefilmt wurden, die von heute aus zurück in die Vergangenheit geschickt wurde?»

«Das ist eine gute Frage, und ich glaube, ihr habt ein Anrecht auf eine Antwort», sagte der Mann. «Aber das ist eine längere Geschichte. Setzen wir uns doch noch einmal hin. Und nein, ihr braucht keine Angst zu haben. Das wäre vor fünf Minuten noch anders gewesen, doch jetzt will ich euch nichts mehr antun, sondern einen Deal mit euch abschliessen. Aber darüber reden wir später, wenn ihr die ganze Geschichte kennt.»

Dann erzählte er, wie er von dem Brief erfahren hatte, den die Grossmutter des jetzigen Familienchefs geschrieben hatte.

Sie sei, berichtete er, offenbar eine sehr aufmerksame Frau gewesen, der nichts entging, auch nicht ein im Jahr 1970 mehrfach am Himmel aufgetauchtes unbekanntes Flugobjekt, von dem sie sich beobachtet und gefilmt gefühlt habe. Er berichtete weiter, wie sich die damalige Frau Gabathuler an ihren Sicherheitschef, also an seinen Vorgänger, gewandt habe und man gemeinsam die Theorie entwickelt habe, die geheimnisvolle Kamera müsse aus der Zukunft gekommen sein.

Als er von der Plakette mit der Jahreszahl 2020 erzählte, die sein Vorgänger im Garten der Villa gefunden habe, öffnete Manuel die Tasche mit der Drohne und stellte bei einer Kontrolle fest, dass tatsächlich ein Stück einer Plakette mit Hinweisen auf den Produzenten und die Produktion der Drohne fehlte. Auf Nachfrage von Saskia gab er zu, ohne den Hinweis des Sicherheitschefs hätte er dieses Fehlen wohl nie registriert.

Freimütig erzählte der Mann daraufhin weiter, warum es der Familie Gabathuler so wichtig gewesen sei, diese Aufnahmen zu verhindern, oder jedenfalls deren Veröffentlichung, denn gemacht worden seien sie ja offensichtlich. Man habe damals einen jungen Mann verschwinden lassen müssen, der sich an die Tochter des Hauses herangemacht und dabei auch erpresserische Mittel eingesetzt habe.

«Sie meinen den armen Francesco Conti», sagte Saskia keck.

Nun war es am Sicherheitschef, verblüfft zu sein: «Wie habt ihr das denn herausgefunden, ganz ohne grossen Stab und die entsprechenden technischen Hilfsmittel?»

Manuel übernahm die Antwort: «Sagen wir mal mit einer Mischung aus familiärem Netzwerk und sechstem Sinn. So wussten wir schon vor dem heute belauschten Gespräch, dass das Skelett im Keller des Schulhauses Juch jenes des armen Mordopfers von damals ist.»

Der Mann staunte nicht schlecht: «Alle Achtung. Dann wusstet ihr also auch schon lange, dass der geniale Max Meier eine magische Kamera erfunden hatte, die er in der Zeit reisen lassen konnte? Also, ich kann euch sagen, uns hat es eine Menge Aufwand gekostet, das herauszufinden, und wir mussten dafür eine Menge Ressourcen auch im Graubereich einsetzen.»

Saskia musste lachen: «Nein, es war purer Zufall, dass wir über seine Leiche gestolpert sind. Und dabei einen Hinweis darauf gefunden haben, wo er seine magische Kamera versteckt hatte. Ich weiss ja nicht, ob Sie sich mit Krimis beschäftigen,

aber dort habe ich gelernt, dass es selten ganz ohne Kommissar Zufall geht.»

Manuel hatte natürlich registriert, dass Saskia die konkrete Existenz des kleinen schwarzen Buchs verschwiegen hatte, fand diesen Entscheid jedoch klug und hütete sich, seinerseits etwas davon zu erzählen. Stattdessen hakte er nach: «Und wie haben Sie uns gefunden? War dafür auch so viel Aufwand nötig wie bei Herrn Meier?»

«Nein, zum Glück nicht», meinte der Mann. «Euch zu finden, war ziemlich einfach, unser Mann hat euch beobachtet, als ihr die Leiche fandet. Und euch danach zu verfolgen, war noch einfacher. Eure Handys zu hacken war für unsere Experten ein Kinderspiel. Ich kann euch nur raten, die Dinger baldmöglichst auszutauschen. Oder wenigstens die GPS-Funktionen zu deaktivieren.»

Die beiden Jugendlichen schwiegen betreten. Die Gefahr von Datenmissbrauch kannten sie zwar theoretisch, aber jetzt waren sie selber betroffen und ahnten, dass ein gewisser Leichtsinn ihrerseits dazu beigetragen hatte. Saskia fand sich als erste wieder und stellte kühn die Fragen, die sie bewegten: «Warum wurde Max Meier umgebracht? Und waren Sie das selbst?»

«Wo denkt ihr hin?», meinte der Mann mit einem unguuten Lachen. «Ein guter Chef hat für das Grobe seine Leute.»

«Moment», wandte Manuel ein. «Vor kurzem noch sah es so aus, als ob Sie uns eigenhändig erschossen wollten.»

«Ich gebe zu, dass ich mit diesem Gedanken gespielt habe», sagte der Mann zerknirscht. «Zum Glück hat sich dann in mir etwas gemeldet, was lange stumm geblieben war, nämlich mein Gewissen. Und nachträglich bin ich noch viel froher darum, weil ich erkannt habe, dass schon der Tod von Max Meier sinnlos war, und eurer noch viel sinnloser wäre.»

«Wieso musste Max Meier sinnlos sterben?», wollte Saskia wissen. «Sie haben doch den Befehl dazu gegeben, oder etwa nicht?»

«Nein», meinte der Mann entrüstet, «so etwas würde ich nie tun. Ich gebe meinen Leuten immer nur allgemeine Anweisungen. Das heisst, ich gebe die Zielsetzung vor, doch über die Wahl der geeigneten Mittel müssen sie schon selbst entscheiden. Das war in diesem Fall auch nicht anders.»

«Und was war die Zielsetzung bei Max Meier?», fragte Manuel.

«Ganz einfach», lautete die Antwort, «es sollte verhindert

werden, dass die Aufnahmen aus dem Jahr 1970 mit ihrem die Familie Gabathuler belastenden Material an die Öffentlichkeit gelangten.»

«Um die politische Karriere des jetzigen Gabathulers nicht zu gefährden», bemerkte Saskia trocken.

«Du bist ja wirklich gut informiert», meinte der Mann anerkennend. «Ja, genau darum ging und geht es. Jetzt auch bei euch. Aber darauf kommen wir gleich. Ich schulde euch noch die Antwort auf die Frage, warum Max Meier umgebracht wurde.»

«Sie haben recht», sagte Saskia, «genau das wollen wir wissen. Wir haben diesen Meier ja nicht gekannt, jedenfalls nicht lebendig, aber dadurch, dass wir seine Leiche gefunden haben, fühlen wir uns mit ihm doch irgendwie verbunden. Und zudem haben Manuel und ich einfach den kriminalistischen Ehrgeiz, diesen Fall aufzuklären zu wollen. Also, wie war das nun?»

«Es war in gewisser Weise ein Unfall», antwortete der Mann. «Mein Angestellter hatte den Auftrag, Meier zu beschatten und sich wenn möglich in den Besitz von Kamera und Aufnahmen zu bringen. Dabei ist er aufgefliegen, das heisst, er wurde von Meier gesehen. Mein Mann geriet in Panik und drückte ab. So einfach und banal war das. Ich habe damit nichts zu tun. Das Einzige, was ich mir vorwerfen könnte, ist, den falschen Mann auf diese Aufgabe angesetzt zu haben.»

«Moment mal», gab sich Manuel noch nicht geschlagen. «Haben Sie uns nicht gerade erzählt, der Auftrag des jetzigen Herrn Gabathuler hätte gelaftet, mit allen Mitteln eine Veröffentlichung des brisanten Materials zu verhindern? Dann haben Sie diesen Auftrag doch sicher genau so an ihren Beschatter weitergegeben. Lag es da für diesen nicht nahe, das mit den allen Mitteln wörtlich zu verstehen? So, dass auch ein Mord dazu gehören könnte?»

Die Stimme des Manns hatte einen drohenden Unterton, als er sagte: «Jetzt gehst du aber zu weit, junger Mann. Solche Aufträge werden zwischen zivilisierten Leuten erteilt, und die wissen selbstverständlich, dass auch ein Begriff wie mit allen Mitteln nicht so zu verstehen ist, dass er keinerlei Grenzen kennt. Das muss nicht jedes Mal hinzugefügt werden, das versteht sich von selbst. Daran zu zweifeln, wäre ehrenrührig, und das wollen wir doch nicht, oder?»

Saskia spürte, dass der Mann in diesem Moment nicht die Wahrheit sagte, oder jedenfalls nicht die ganze, doch es war ihr

auch klar, dass es kein Mittel gab, ihm diese Lüge nachzuweisen. Bevor die Situation eskalieren konnte, lenkte sie lieber ab: «Sie haben vorhin von einem Deal gesprochen. Wie sähe der denn aus?»

Auch der Mann schien froh darüber, wieder in weniger gefährliche Fahrwasser zu kommen, und sagte versöhnlich: «Meinen Teil habe ich schon geleistet, indem ich euch erzählt habe, wie es zur Tötung von Max Meier kam. Ich habe euch heute früher am Tag belauscht und dabei gehört, dass es euch ein echtes Herzensanliegen ist, diesen Mord aufzuklären.»

«Dazu müssten wir aber erst den Mörder haben», meinte Saskia entschlossen.

«Das verstehe ich», sagte der Mann, «aber das wird schwierig werden. Nach seiner Tat ist er untergetaucht. Und das meine ich wörtlich. Nicht einmal ich als sein ehemaliger Chef weiss, wo er sich gerade aufhält.»

«Aber wie er heisst, wissen Sie schon», sagte Manuel ungewollt sarkastisch.

«Natürlich», war die Antwort. «Und es ist mir auch klar, dass ich dieses Wissen mit der Polizei teilen muss, um meine Seite des Deals zu erfüllen. Das wird mich in Teufels Küche bringen, denn ich habe Wissen, das zur Aufklärung eines Mordfalls beitragen könnte, bewusst zurückgehalten, und das ist strafbar. Aber so schlimm werden die Konsequenzen schon nicht sein, und ich werde sie auf mich nehmen, um meinen Auftrag zu Ende zu bringen.»

«Das werden wir gleich sehen», sagte Saskia entschlossen. «Von meiner Tante, die Dorfpolizistin ist, weiss ich, dass es in Küsnacht einen Posten der Kantonspolizei gibt, die für so etwas zuständig ist. Dorthin werden wir jetzt gleich mit Ihnen marschieren, um zu kontrollieren, dass Sie Ihr Wissen um den Meier-Mord wirklich mit der Polizei teilen. Mit leeren Versprechungen werden wir uns nicht begnügen, nicht wahr, Manuel?»

Dieser nickte, erstaunt und erfreut über so viel Entschlossenheit seiner neuen Freundin, und spann den Faden weiter: «Okay, Sie haben recht, die Aufklärung des Falls Max Meier ist uns wichtig. Wenn Sie den Täter benennen, ist dazu ein wichtiger Schritt getan, auch wenn er noch untergetaucht ist. Was aber wäre denn unsere Seite des Deals?»

«Könnt ihr euch das nicht denken, wenn ihr euch in meine Situation versetzt?», fragte der Mann zurück.

«Doch», sagte Saskia zögerlich, «dass wir über das, was 1970 geschah, schweigen.»

«Genau. Ich wusste, dass ihr kluge Leute seid. Und deshalb wisst ihr auch, dass dieses Opfer eurerseits überschaubar ist. Wer würde euch denn schon glauben, wenn ihr mit einer so unglaubwürdigen Geschichte daherkämt, und auch noch erzählen würdet, mit welchen noch viel unglaubwürdigeren Mitteln ihr eure Erkenntnis erlangt habt.»

«Das stimmt», gab Manuel zu, «vermutlich hätten wir zum Mord von damals auch ganz von selbst geschwiegen. Ich vermute also, dass das noch nicht der ganze Beitrag ist, den wir zu diesem Deal leisten sollen.»

«Auch das ist richtig», meinte der Mann. «Ich brauche trotz allem auch die Aufnahmen. Vor allem die von heute. Die anderen habt ihr sicher längst auf einen Laptop oder so überspielt, und das ist auch nicht schlimm. Aber die von heute, und das ist die wichtigste, habt ihr noch nicht überspielt, sie ist also ausschliesslich auf der Kamera.»

«Weshalb wir Ihnen die Kamera übergeben sollen», folgerte Saskia.

«So hatte ich das zunächst tatsächlich geplant», gab der Mann zu. «Aber eben, als ich meine moralische Erleuchtung hatte, bin ich von dieser Idee wieder abgekommen. Ihr wisst ja gar nicht, was man mit einer solchen magischen Kamera alles anstellen könnte. Ich sage nur Industriespionage oder Erpressung!» Einen Moment lang dachte er nach und fuhr dann fort: «Das heisst, ich glaube, ihr habt genug Phantasie, um euch einiges ausmalen zu können. Dann könnt ihr euch vielleicht auch vorstellen, dass es für mich eine zu grosse Versuchung hätte werden können, wenn ich das Ding besitzen würde. Schliesslich gibt es in meinem Netzwerk genügend Leute, die es mir abkaufen würden, ob zu guten oder zu schlechten Zwecken, sei mal dahingestellt.»

«Okay, was schlagen Sie stattdessen vor?», fragte Manuel.

«Ach, wisst ihr, die Kamera bei euch zu lassen, ist auch keine Lösung», lautete die Antwort des Sicherheitschefs. «Früher oder später würdet auch ihr in Versuchung kommen. Nein, ich glaube, am besten wäre es, die Kamera hätte gar nie existiert. Hat sie nun mal, aber die zweitbeste Lösung ist, wenn sie nicht weiter existiert. Vielleicht kommt ja mal wieder so ein genialer Typ wie der Meier daher und erfindet eine ähnliche magische

Kamera mit Zeitreisemöglichkeiten, aber das wird voraussichtlich noch dauern.»

«Ich verstehe», sagte Saskia nachdenklich. «Sie schlagen vor, die Kamera zu zerstören, und damit auch die Aufnahme von heute. Wie stellen Sie sich das vor?»

«Ganz einfach», meinte der Mann. «Ich gehe mit euch zur Kantonspolizei und mache meine Aussage. Ihr wartet so lange auf mich. Und die Kamera nehme ich mit mir, damit ihr nicht auf die Idee kommt, die Bilder auf einen Laptop zu überspielen. Dann gehen wir gemeinsam runter zum See. Genauer gesagt zur Schiffsstation. Dort gehen wir raus auf den Steg und ihr schmeisst mit mir als Zeugen die Kamera so weit wie möglich raus ins Wasser. Dort wird sie ruhen, und selbst wenn sie eines Tages wieder auftauchen sollte, dürfte sie kaum noch funktionieren. Also, seid ihr einverstanden mit diesem Deal?»

Saskia und Manuel brauchten sich nur kurz anzuschauen, um dann zustimmend zu nicken.

Vorwärtsschauen

Zum vereinbarten Deal war noch eine kleine Präzisierung hinzugekommen. Manuel hatte verlangt, der Sicherheitschef von Gabathuler müsse einen Beleg dafür beibringen, dass er seine Aussage bei der Kantonspolizei wie vereinbart gemacht habe. Dieser hatte gemeint, das dürfte kein Problem sein. Schliesslich kenne er die Polizeivertreter vor Ort dank mehrfach erfolgter Zusammenarbeit gut, und die würden ihm sicher eine Kopie der von ihm unterschriebenen Aussage mitgeben, wenn er erkläre, er brauche diese für seinen Arbeitgeber.

So kam es denn auch. Das Aussageprotokoll bewies, dass der Sicherheitschef die Tötung von Max Meier durch seinen übereifrigen Angestellten so beschrieben hatte, wie er es auch Saskia und Manuel gegenüber schon getan hatte. Und die Aussagen zur Identität des flüchtigen Mörders dürften genügen, um diesen sofort zur Fahndung auszuschreiben. Eine Mitverantwortung für das Tötungsdelikt bestritt der Sicherheitschef auch der Polizei gegenüber. Er habe höchstens den falschen Mann für den Beschattungsjob ausgewählt, räumte er ein, aber alles Weitere sei in dessen Verantwortung gelegen.

Auch der zweite Teil des Deals wurde planmässig abgewickelt. Die drei warteten am Steg im Hafen von Küsnacht einen günstigen Moment ohne Augenzeugen ab und entsorgten die magische Kamera dann formlos im Seewasser. Daraufhin verabschiedete sich der Sicherheitschef, sichtlich zufrieden darüber, dass er seinen Auftrag ohne weitere überflüssige blutige Komplikationen erledigt hatte.

Saskia und Manuel beschlossen, für den Rückweg nach Zumikon den Bus zu nehmen. Auf eine Wanderung durch ein einsames und gruseliges Tobel hatten sie beide keinerlei Lust mehr.

Ihre Gefühlslage war weniger eindeutig heiter als jene des Sicherheitschefs. Dass dieser eine Mitverantwortung am Tod von Max Meier trug, war ihnen beiden klar, als sie sich im Bus noch einmal über die Ereignisse der letzten Stunden austauschten, angestrengt bemüht, möglichst leise zu sprechen. Um ein reines Missverständnis eines Auftrags konnte es sich kaum handeln. Und so, wie sie die Schilderungen des Mannes verstanden hatten, war auch im Auftrag von Alex Gabathuler, Firmenchef und Regierungsratskandidat in spe, sehr wohl die Möglichkeit enthalten gewesen, zur Not jemanden umzubringen.

Saskia fasste ihrer beider Gemütslage zusammen: «Weisst du, wenn mein Grossvater gelegentlich sagt, die Kleinen würde man hängen, die Grossen aber laufen lassen, habe ich das immer für eine Übertreibung gehalten. Aber offenbar stimmt es eben doch. Und wir haben unseren Beitrag dazu geleistet.»

«Wie meinst du das?», wollte Manuel wissen.

«Nun ja», begann Saskia zögernd, «indem wir auf den Deal eingegangen sind, waren wir damit einverstanden, dass höchstens der eigentliche Mörder von Max Meier zur Verantwortung gezogen wird, nicht aber jene, die ihm die Befehle erteilt haben.»

«Das stimmt», sagte Manuel nachdenklich. «Aber hatten wir denn überhaupt eine Wahl? Wären wir nicht darauf eingegangen, wäre gar niemand zur Verantwortung gezogen worden. Und das wollten wir doch verhindern.»

«Das stimmt natürlich», bestätigte Saskia. «Mehr konnten wir zwei machtlosen Jugendlichen nicht tun. Aber es ist schon eine harte Lektion, die wir da lernen mussten. Es gibt offenbar im Leben nicht nur strahlendes Weiss oder dunkelstes Schwarz. Man muss sich anscheinend oft genug in gänzlich unbefriedigenden Graubereichen bewegen.»

«Das nennt man wohl erwachsen werden», seufzte Manuel. «Am besten schliessen wir dieses Kapitel ab und schauen lieber nach vorne. Aber eines müssen wir, apropos schwarz, noch klären: Was machen wir jetzt mit dem schwarzen Buch? Schmeissen wir das auch in den See?»

«Stimmt, diese Entscheidung liegt ja ganz bei uns, nachdem wir über dessen Existenz erfolgreich dichtgehalten haben», meinte Saskia. «Einerseits würde ich damit am liebsten gar nichts mehr zu tun haben. Die Reisen in die Vergangenheit waren ja eine interessante Erfahrung, aber belastend waren und sind sie auch. Ich glaube nicht, dass ich da so schnell eine Wiederholung brauche. Wie du sagst, schauen wir lieber vorwärts.»

«Das geht mir auch so», fand Manuel. «Andererseits frage ich mich, ob wir die Verantwortung dafür übernehmen können, eine derart geniale Erfindung ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Vielleicht findet sich ja eines Tages eine sinnvolle Einsatzmöglichkeit für eine nach den Plänen aus dem schwarzen Buch gebaute Zeitreisekamera.»

Mittlerweile war der Bus in Zumikon angekommen. Sie stiegen aus und hingen eine Weile lang schweigend ihren Gedanken

nach. Dann erhellte sich Saskias Gesicht, als sie fragte: «Glaubst du an höhere Mächte?»

«Grundsätzlich schon», sagte der überrumpelte Manuel. «Nicht im Sinne eines klassischen religiösen Glaubens, aber dass der Kosmos manchmal über unser Leben mitentscheidet, glaube ich schon.»

«Dann ist ja gut», strahlte Saskia, «dann können wir die Entscheidung über das Schicksal des schwarzen Buchs getrost dem Kosmos überlassen.»

«Finde ich eine gute Idee», befand Manuel, «aber wie stellst du dir das konkret vor?»

«Erinnerst du dich an den Keller vom Schulhaus Juch, in dem wir das Skelett von Francesco Conti fanden? Da gab es doch Regale voll mit verstaubten und offensichtlich seit langem unbenutzten Dingen.»

«Du meinst so wie diese konservierten Tiere?», sagte Manuel und suchte auf seinem iPhone nach den damals aufgenommenen Bildern.



«Ja, genau», bestätigte Saskia. «Was hältst du denn davon, wenn wir das kleine schwarze Buch zum Beispiel unter diesem Schädel verstecken. Dann entscheidet der Kosmos oder das Schicksal oder wer auch immer darüber, ob und wann es dort

entdeckt werden wird, und was dann mit ihm geschieht. Wir sind die Verantwortung dafür los, und das schwarze Buch bleibt zudem dort, wo wir es gefunden haben, im Schulhaus Juch.»

«Was du immer für geniale Idee hast», staunte Manuel. «Aber wie willst du in den Keller kommen, der ist doch abgesperrt.»

«Oh, mir wird schon eine gute Begründung dafür einfallen, dass ich von meiner Lehrerin noch einmal den Schlüssel brauche», meinte Saskia. «Und ich werde nicht einmal ein schlechtes Gewissen haben, wenn ich dafür etwas schwindeln muss. Schliesslich will ich ja nichts klauen, sondern etwas bringen. Das mache ich gleich am Montag.»

«Gut, das hätten wir geregelt», meinte ein erleichtert klingender Manuel. «Dann können wir ja jetzt wirklich vorwärtsschauen. Sag mal, gilt eigentlich dein Angebot noch?»

«Welches Angebot?»

«Dass du mir dein Zumikon zeigst. Einiges davon habe ich im Zusammenhang mit unseren Kriminalfällen ja schon gesehen, aber ich bin sicher, dass es da noch mehr gibt.»

«Ja sicher», meinte Saskia hörbar erfreut darüber, dass Manuel den Kontakt zu ihr nicht abreißen lassen wollte. «Es gibt sogar Plätze, die ich noch entdecken muss und will, und das mache ich natürlich sehr gerne zusammen mit dir.»

«Was denn zum Beispiel?», zeigte sich Manuel erstaunt.

«Ach, es gibt da zum Beispiel nahe an der Grenze zur Nachbargemeinde Maur einen Ort namens Wassbergwies. Dazu hat mir neulich mein Grossvater eine gruselige Geschichte erzählt, die ich gerne vor Ort nachempfinden möchte.»

«Erzähl bitte!»

«Gut, eine Kurzversion kann ich schon liefern. Zur Zeit des dreissigjährigen Kriegs, genau 1622, war dort ein Bauer begraben worden. Bald wurde jedoch gemunkelt, der Tote habe keinen Frieden gefunden. Vielmehr sei etliche Male zu nächtllicher Stunde sein Grab geöffnet und sein Leichnam hinweggenommen worden. Vom Teufel selbst oder von einem bösen Gespenst.»

«Das klingt ja wirklich nach einer echten Gruselgeschichte», fand Manuel.

«Ja», fuhr Saskia fort, «und gruselig war das vor allem für die Angehörigen des angeblichen Untoten. Denn die wurden schnell verdächtigt, mit dem Teufel einen Pakt geschlossen zu haben. Und wer einmal in einen solchen Verdacht geriet, wurde

von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit in aller Regel mit grausamen Foltermethoden dazu gebracht, das Teufelswerk zu gestehen. Nicht ohne Grund loderten damals viele Feuer der Hexenverbrennung.»

«Auch hier in Zumikon?», fragte Manuel erschrocken.

«Nein, zum Glück nicht», lautete Saskias Antwort. «Es gab nämlich eine Möglichkeit, dem Hexenverdacht zu entkommen. Wenn man den Urheber des Gerüchts ausfindig machen konnte, konnte man ihn der Verleumdung anklagen. Und das gelang in diesem Fall offenbar.»

«Puh», entfuhr es Manuel. «Das heisst aber doch auch, dass Zumikon nicht ganz so traut und idyllisch war, wie manche vielleicht glauben.»

«Das kannst du laut sagen», bestätigte Saskia. «Neid und Missgunst und sonstige üble Antriebe gab es offenbar zu allen Zeiten und überall, warum also nicht auch hier in Zumikon. Das haben wir ja nun weiss Gott gerade aufgedeckt. Aber wenn wir schon bei Gott und der Zukunft sind, und diesmal meine ich die unmittelbare: Ich hätte Lust, mit dir an einen ruhigen Ort wie in eine Kirche zu gehen und dort nachzuholen, weswegen wir ja eigentlich zusammengekommen sind.»

Da Manuel etwas verwirrt aus der Wäsche guckte, fuhr sie fort: «Ja, wir sind doch aufeinandergestossen, weil wir beide in der Bibliothek dasselbe Buch bestellen wollten. Und dieses Buch haben wir doch neulich abgeholt. Aber vor lauter Kriminalistik sind wir gar nicht dazu gekommen, da rein zu schauen. Das könnten wir doch jetzt nachholen.»

Jetzt hatte es auch Manuel geschnallt: «Aber klar doch. Du meinst das Buch «Kontrapunkt des Lebens» von Aldous Huxley. Und darin wollten wir nachlesen, was über den «Heiligen Dankesang eines Genesenen an die Gottheit» aus dem späten Streichquartett von Beethoven geschrieben steht. Hast du das Buch denn dabei?»

«Ja, ich schleppe es seit Tagen in meinem Rucksack rum», antwortete Saskia. «Und ich würde es, wie gesagt, gerne in einem warmen und geborgenen Innenraum wie einer Kirche gemeinsam mit dir lesen. Ich schlage die Bruder Klaus Kapelle vor. Ich bin zwar nicht katholisch, aber dort kann man eine Kerze oder zwei anzünden, und das finde ich einen schönen Brauch. Zudem gefällt mir dort das Licht, das durch die farbigen Glasscheiben erzeugt wird. Bis du dabei?»

Manuel war einverstanden und zeigte sich bald danach ebenfalls angetan von dem Ort.



Nachdem sie zwei benachbarte Stühle gefunden hatten, die nicht wegen Corona abgesperrt waren, suchte Manuel auf seinem iPhone zunächst eine Tonaufnahme des Dankgesangs. Eine Hörprobe zeigte, dass sie ganz passabel klang. Saskia kramte das Buch aus ihrem Rucksack, doch Manuel hatte eine praktische Frage: «Wie finden wir jetzt die Stelle, die wir suchen? Fangen wir vorne an und arbeiten uns nach hinten, oder schlagen wir das Buch irgendwo zufällig auf, in der Hoffnung, der Kosmos werde uns die richtige Stelle schon zeigen? Was sagt deine weibliche Intuition?»

«Dass wir ganz hinten anfangen sollten», sagte Saskia entschieden. Und einmal mehr erwies sich ihr Bauchgefühl als richtig. Im letzten Kapitel möchte jemand einem Skeptiker beweisen, dass die Welt nicht ganz schlecht sein kann, so lange es eine Musik wie diejenige gibt, die er jetzt seinem Gast vorspielt. Und das, wie die beiden feststellen, auf einem alten Grammophon, wie es in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts, in denen die Geschichte spielt, noch üblich war. Was bedeutete, dass es für ein Stück von gerade mal einer guten Viertelstunde Länge mehrere Schellackplatten brauchte. Saskia und Manuel fanden das den nackten Wahnsinn, konnten sie sich doch diese

Art des Musikgenusses in Zeiten von Streaming schlicht nicht mehr vorstellen.

Manuel drückte die Play-Taste, und die ersten Töne erklangen. Gegenseitig lasen sie sich jene Stellen aus der mehrere Seiten langen Beschreibung des Dankgesangs im Buch von Huxley vor, die sie am meisten beeindruckten.

Langsam, langsam entfaltete sich die Melodie. Die archaischen lydischen Harmonien schwebten in der Luft. Es war eine leidenschaftslose Musik, durchsichtig, rein und kristallen wie ein tropisches Meer, wie ein Alpensee. Wasser über Wasser, Ruhe, die über Ruhe glitt; die akkordmässige Verbindung wellenloser Weiten und ebener Horizonte, ein Kontrapunkt stiller Seligkeiten. Und alles klar und hell; keine Nebel, kein verschwommenes Zwielficht. Es war die Ruhe stiller und verzückter Betrachtung, nicht der Schläfrigkeit oder des Schlafs. Es war die Heiterkeit des Genesenen, der vom Fieber erwacht und sich in ein Reich der Schönheit wiedergeboren findet. Aber das Fieber war «das Fieber, genannt Leben». Und die Wiedergeburt geschah nicht in dieser Welt; die Schönheit war überirdisch. Die Heiterkeit der Genesung war der Friede Gottes. Die Verschlingungen der lydischen Melodien waren der Himmel.

Dreissig langsame Takte hatten den Himmel aufgebaut, als sich der Charakter der Musik auf einmal änderte. War sie vorher zeitfern archaisch gewesen, wurde sie jetzt modern. Das Zeitmass beschleunigte sich. Eine neue Melodie sprang und tanzte, aber über irdische Berge, nicht über die des Paradieses.

Sie haben ganz recht. Es ist der Himmel, es ist das Laben der Seele. Es ist die vollkommene spirituelle Abstraktion von der Wirklichkeit. Aber warum wollte er diese Abstraktion vornehmen? Warum konnte er sich nicht damit zufriedengeben, ein Mensch zu sein, nicht eine abstrakte Seele? Warum? Warum?

Die Musik begann abermals. Aber etwas Neues und Wunderbares war in ihrem lydischen Himmel geschehen. Die Geschwindigkeit der langsamen Melodie war verdoppelt; ihre Umrisse wurden klarer und bestimmter; eine Innenstimme begann beharrlich an einer schluchzenden Phrase festzuhalten. Es war, als wäre der Himmel auf einmal und unmöglicherweise noch himmlischer geworden. Als wäre er von erreichter Vollkommenheit in eine noch tiefere und noch absolutere Vollkommenheit übergegangen. Der unaussprechliche Friede dauerte fort; aber es war nicht mehr der Friede der Genesung und Untätigkeit. Er pulsierte, er war lebendig, er schien zu wachsen und

sich zu verstärken, er wurde zu einem tätigen Ruhen, einer fast leidenschaftlichen Abgeklärtheit. Das wunderbare Paradoxon ewigen Lebens und ewiger Ruhe war hier musikalisch verwirklicht.

Die Leidenschaft hatte aus der himmlischen Melodie zu schwinden begonnen. Der Himmel wurde in diesen lang gezogenen Tönen wiederum der Ort absoluter Ruhe, stiller und seliger Genesung. Lange Töne, ein wiederholter Akkord, lange gehalten, hell und rein, hangend, schwebend, mühelos immerzu aufschwebend. Und dann plötzlich war keine Musik mehr; nur das Kratzen der Nadel auf der sich drehenden Platte.

Als die Musik verklungen und der letzte Satz vorgelesen war, hatten beide Tränen in den Augen. Ihre Hände hatten sich längst wieder gefunden. Erst nach einem langen Moment der Stille seufzte Saskia: «Wenn man solche Musik schreiben könnte!»

Manuel nahm den Faden auf: «Vor allem, wenn man bedenkt, dass Beethoven, als er sie schrieb, schon total taub war. Er konnte seine Musik also nur mit seinen geistigen Ohren hören, nicht mit seinen richtigen.»

«Ja», ergänzte Saskia, «und er muss wirklich eine Vorstellung vom Himmel gehabt haben, trotz seiner Taubheit. Und ich finde auch die Beschreibung dieser himmlischen Musik im Buch von Huxley wunderbar. So möchte ich auch über Musik schreiben können.»

«Wer weiss, vielleicht kannst du das eines Tages», schmunzelte Manuel. «Wir sind schliesslich noch jung und haben das Leben vor uns. Wer weiss, was aus uns eines Tages werden wird? Vielleicht ergreifen wir ja nach den Erfahrungen der letzten Tage und Wochen auch eine kriminalistische Laufbahn.»

«Lieber nicht», sagte Saskia entschieden. «Von Mord und Totschlag habe ich jedenfalls vorläufig reichlich die Schnauze voll.» Manuel nickte zustimmend.

«Doch eines ist mir aufgefallen», fuhr Saskia fort. «Du hast gerade ein paar Mal von mir gesprochen. Siehst du denn für uns so etwas wie eine gemeinsame Zukunft?» Die letzte Frage war ihr offensichtlich nicht leicht über die Lippen gekommen.

Auch Manuel wirkte verlegen, als er sagte: «Kurzfristig auf jeden Fall. Immerhin hast du mir gerade versprochen, mir mehr von deinem Zumikon zu zeigen. Darüber hinaus weiss ich es nicht. Ich weiss ja noch nicht einmal, ob wir jetzt eigentlich ein richtiges Paar sind.»

«Das weiss ich auch nicht», gab Saskia zurück, «dafür kann ich einfach zu wenig beurteilen, was ein richtiges Paar ist. Aber eines weiss ich nach dem hier in der Kapelle Erlebten sicher: Wir sind so etwas wie Seelenverwandte. Und das ist doch in schwierigen und kalten Zeiten wie jenen von Corona sehr schön.»

Statt eine Antwort zu geben, nahm Manuel sie in den Arm und gab ihr einen zarten Kuss. Dann lachte er und meinte: «Seelenverwandte lösen Kriminalfall in Zumikon. Klingt nach einer guten Geschichte.»

«Ja», bestätigte Saskia. «Vielleicht sollten wir die wirklich zusammen schreiben.»

Über den Autor



Dr. Andreas Giger, Jahrgang 1951, lebt und arbeitet als freier und unabhängiger Zukunfts-Philosoph, Autor und Photograph im schweizerischen Appenzellerland.

Studium der Sozialwissenschaften, freie Tätigkeit als «Allzweck-Intellektueller».

Seit Mitte der Neunziger Jahre Konzentration auf Werte- und Bewusstseinswandel. Mit Hilfe innovativer Sozialforschung Schaffung von Wissen über Lebensqualität und Reife.

Seit 2011 hat Giger fast 30 Marken-Krimis für Unternehmen und Gemeinden geschrieben.

www.gigerheimat.ch
www.appenzellerkrimi.ch

«Seelenverwandte lösen Kriminalfall in Zumikon». So fassen die beiden Protagonisten die Geschichte, die sie gemeinsam erlebt haben, zusammen. Sie, Saskia, besucht die oberste Klasse im Schulhaus Juch, er, Manuel, ist seit kurzem Schüler der ICS. Zusammengefunden haben sie wegen eines gemeinsamen, alles andere als alltägliche Musikgeschmacks.

Während sie ihm ihr Zumikon zeigt, stolpern sie über eine Leiche, die sie dank der Hilfe von Saskias Tante, die Dorfpolizistin in Zumikon ist, als genialen Tüftler identifizieren. Sie finden heraus, dass dieser eine Zeitmaschine erfunden hat, mit deren Hilfe man eine Kamera in die Vergangenheit schicken und die Aufnahmen wieder in die Gegenwart zurückholen kann. Mit Glück und Verstand klären sie so nicht nur den aktuellen Mord, sondern auch einen längst zurückliegenden.

«Das schwarze Buch vom Schulhaus Juch» ist eine ebenso spannende wie vergnügliche Kriminalgeschichte und liefert gleichzeitig viele wissenswerte Informationen über Zumikon und die Menschen, die dort leben.

